Nr. 1. Sonntag, 1. Januar. 1899

Danziger Courier.

Kleine Danziger Zeitung für Stadt und Land.
Organ für Jedermann aus dem Volke

Erscheint täglich mit Ausnahme der Montage und der Tage nach den Feiertagen. Abonnementspreis für Danzig monatl. 30 Pf. (täglich frei ins Haus), in den Abholestellen und der Expedition abgeholt 20 Pf. Vierteljährlich 90 Pf. frei ins Haus, 60 Pf. bei Abholung. Durch alle Postanstalten 1,00 Mk. pro Quartal, mit Briefträgerbestellgeld 1 Mk. 40 Pf. Sprechstunden der Redaktion 11—12 Uhr Vorm. Ketterhagergasse Nr. 4.
XVIII. Jahrgang.

Inseraten-Annahme Ketterhagergasse Nr. 4. Die Expedition ist zur Annahme von Inseraten Vormittags von 8 bis Nachmittags 7 Uhr geöffnet. Auswärt. Annoncen-Agenturen in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Stettin, Leipzig, Dresden N. rc. Rudolf Mosse, Haasenstein und Vogler, R. Steiner, G. L. Daube & Co. Emil Kreidner.
Inseratenpr. für 1spaltige Zeile 20 Pfg. Bei größeren Aufträgen u. Wiederholung Rabatt.

Neujahrsgruß.

Ein Jahr floh wieder von der Schwelle;
Vollendet hat es seinen Lauf,
Und wieder schlägt an seiner Stelle
Ein neues jetzt die Augen auf.
Was es wohl birgt in seinem Schooße?
Ob dunkle oder heit're Loose?
O forschet nicht! Laßt voll Vertrauen
Uns heute in die Zukunft schauen!
Wer frischen Muthes seine Pfade steigt,
Dem wird auch etwas Last, wenn's sein muß, leicht.

Es sei die Hoffnung uns Begleiter,
Der Glaube unser Halt und Stab,
Die Liebe aber kränze heiter
Den Lebenspfad uns bis zum Grab!
Was wär' auch Dasein ohne Liebe?
Sie nur bleibt treu, wenn nichts uns bliebe
Drum, wo auf weitem Erdenrunde
Ein Herz uns schlägt, mit dem zur Stunde
Uns noch verknüpft der Liebe heil'ges Band —
Befohlen sei's in Gottes Vaterhand!

Magst Du denn sonnenwärts nun regen
Zum Flug das dunkle Schwingenpaar
Und aller Menschheit Heil und Segen
In Fülle bringen, neues Jahr!
In Frieden reife uns're Saaten,
Gieb Lust und Kraft zu edlen Thaten,
Zu jedem guten Werk Gelingen
Und ernstem Streben das Vollbringen,
Dann, junges Jahr, stellst Deinen Lauf Du ein,
Sollst dankbar Du von uns gesegnet sein!

Das Jahr 1898.

Das Jahr 1897 hatte bei uns unter dem Zeichen einer chronischen Regierungskrisis gestanden, die erst mit dem 21. Oktober 1897, wo die Ernennung des Frhrn. v. Bülow zum Staatssecretär des Aeußeren erfolgte, ihren Abschluß gefunden hatte. Dieser Abschluß wurde damals von Vielen als kein endgiltiger betrachtet und besonders war die Ansicht weit verbreitet, daß der Reichskanzler Fürst Hohenlohe theils in Folge der schwebenden Fragen, theils in Folge seines hohen Alters die Bürde seines Amtes nicht mehr würde tragen wollen. Diese Annahme hat sich indeß als unberechtigt erwiesen. Die schwebenden Fragen, welche damals die Stellung des Kanzlers erschütterten, sind im Laufe des heute zu Ende gehenden Jahres zum Theil glücklich erledigt worden. Die Flottenvorlage wurde von der Regierung im wesentlichen unter Dach und Fach gebracht und auch die Seeschlange der deutschen Gesetzgebung, die Militärstrafprozeßreform, bedarf nur noch der grundsätzlich schon erledigten Regelung der Frage des obersten Militärgerichtshofes, um in den sicheren Hafen einzulaufen. Ungelöst ist dagegen noch immer die dritte Frage, die Frage der Aufhebung des Verbindungsverbots für Vereine, zu deren Lösung der Reichskanzler sich durch sein Versprechen verpflichtet hat. Außer der bereits erwähnten Flottenvorlage und der Militärstrafprozeßreform hat die am 5. Mai d. J. geschlossene letzte Tagung der neunten Legislaturperiode des Reichstages noch manche anderen recht stattlichen Leistungen aufzuweisen, so vor allem die Reform der Civilprozeßordnung, die Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung und die Regelung der Entschädigungspflicht für unschuldig Verurtheilte, welch letzteres Gesetz freilich nicht allen Wünschen gerecht wurde. Der Versuch der Lösung einer Frage, die für uns von hohem Werthe, zugleich aber auch von internationaler Bedeutung ist, wir meinen die Zuckerfrage, mißlang in diesem Jahre. Am 6. Juni trat in Brüssel die internationale Zuckerconferenz zusammen, aber ihre Berathungen waren ergebnißlos. Die Conferenz „vertagte" sich, wie es in der Diplomatensprache heißt, aber sie wird ihre Tagung in absehbarer Zeit nicht wieder fortsetzen. Am 16. Juni fanden die Reichstagswahlen statt, deren Ergebniß eine nicht allzu bedeutende Verstärkung des linken Flügels war, ohne daß sich jedoch die Gesammtconstellation in entscheidender Weise veränderte. Am letzten Tage des Juli erlitt das deutsche Volk einen schmerzlichen schweren Verlust, der überall in Deutschland und weit über Deutschlands Grenzen hinaus aufrichtige Trauer wach rief; Fürst Bismarck, der große Staatsmann, beendete sein thatenreiches Dasein. Und sechs Wochen später erscholl eine neue Trauerkunde, welche die Welt mit Entsetzen erfüllte. Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich fiel dem Dolch eines wahnwitzigen Meuchelmörders, dessen Hirn von anarchistischen Wahnideen erfüllt war, zum Opfer. Am 3. November fanden in Preußen die Landtagswahlen statt, deren Ausfall man diesmal mit besonderem Interesse entgegengesehen hatte. Das Ergebniß brachte keinerlei Ueberraschungen. Die Hoffnung der Rechten, die Mehrheit für ein Vereinsgesetz nach ihrem Sinne zu erlangen, scheiterte, und die Abwehrmehrheit erlangte noch eine kleine Verstärkung. Am 6. Dezember erfolgte die Eröffnung des Reichstages, der nach recht kurzer Thätigkeit in die Weihnachtsferien ging.

In wirthschaftlicher Beziehung war das verflossene Jahr kein ungünstiges, für die Industrie sogar ein recht günstiges. Der Landwirthschaft brachte es eine gute Ernte. Auf handelspolitischem Gebiet ist es an Kämpfen nicht arm gewesen. Unter den Ergebnissen ist in erster Linie die vorläufige weitere Regelung der Handelsbeziehungen Deutschlands zu England zu nennen. Sie ist nicht mehr auf Grund eines Vertrages, sondern auf Grund eines Gesetzes erfolgt, welches den Bundesrath ermächtigte, England und seinen Colonien die Meistbegünstigung vorläufig weiter zu gewähren. Von dieser Ermächtigung hat der Bundesrath, unter Ausschluß von Canada, auch Gebrauch gemacht. Da diese Vollmacht indessen sich nur bis zum 30. Juli 1899 erstreckt, so wird sich der Reichstag in seiner jetzigen Tagung jedenfalls noch mit dieser Frage zu beschäftigen haben, sei es, daß es sich um eine Verlängerung der gesetzlichen Vollmacht oder die Genehmigung eines neuen Meistbegünstigungs-Vertrages handelt. Von neuen handelspolitischen Abmachungen zwischen anderen Staaten berühren Deutschlands Interessen vorzugsweise das „Gegenseitigkeitsabkommen" zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten, dessen Ausdehnung auf Deutschland zur Zeit noch Gegenstand der Verhandlungen ist, und der neue französisch-italienische Handelsvertrag, der auch für die deutsche Ausfuhr nach Italien nicht ganz ohne Bedeutung ist.

Wenn das Jahr 1898 an wirthschaftlichen Kämpfen nicht arm war, so ist es doch dabei von den „großen Mitteln", welche, der agrarischen Agitation zufolge, allein der nothleidenden Landwirthschaft Hilfe bringen könnten, vom Antrag Kanitz und von dem internationalen Bimetallismus, ganz still geworden. Der Vorschlag eines kecken Handstreiches, um durch eine staatliche Regelung der Getreideeinfuhr die geltenden Handelsverträge einfach bei Seite zu schieben, hat keinen Verfechter mehr gefunden, der an seine Verwirklichung ernstlich geglaubt hätte; der einst mit Siegesfanfaren begrüßte Antrag auf Verhandlungen über vertragsmäßige Doppelwährung ist nachgerade der völligen Nichtbeachtung anheimgefallen, die er verdient und immer verdient hat. Um so mehr hat der Streit um die „kleinen Mittel" im Vordergrund der Discussion gestanden. Das Thema der Beschränkungen der Vieheinfuhr steht ja auch auf der Tagesordnung der ersten Sitzung des Reichstages im neuen Jahre.

Die Vorbereitungen neuer Handelsverträge sind im Gange. Ob eine 1898 aufgenommene Productionsstatistik noch für das voraussichtlich entscheidende Jahr 1902 als in allen Einzelheiten zutreffend erachtet werden kann, wird die Erfahrung lehren. Jedenfalls ist es dringend wünschenswerth, daß alle Ergebnisse der Vorarbeiten möglichst vollständig und zeitig der Oeffentlichkeit, auch im Wege des Buchhandels, übergeben werden. Es gilt dies auch von dem Schema eines neuen Zolltarifes, das zwar wirthschaftlichen Vertretungen vorgelegt, aber sonst nicht veröffentlicht ist.

Auf dem Gebiet der äußeren Politik wurde uns gleich zu Beginn des Jahres ein erfreulicher Erfolg beschieden, die Erwerbung der chinesischen Besitzung Kiautschau. Die deutsche Politik verstand es hierbei, uns diesen Erfolg zu sichern, ohne daß wir in einen Conflict mit den in China rivalisirenden Mächten Rußland und England geriethen. Anfang Oktober trat der Kaiser seine Orientreise an, die zur Verstärkung unseres Ansehens im Orient beitrug und vielleicht noch manche wirthschaftlichen Vortheile im Gefolge haben wird. Noch zum Schluß des Jahres entwickelte sich ein kleiner Conflict zwischen Deutschland und Oesterreich, der die Festigkeit des Dreibundes auf die Probe zu stellen schien. Aber während das „Friede auf Erden" des Weihnachtsfestes erklang, erschien in dem amtlichen Organ der österreichischen Regierung die Kundgebung, welche die endgiltige Beilegung des Conflictes bedeutete. Ist somit das Facit des Jahres, daß unsere Beziehungen zu den Dreibundländern ungetrübt sind, so trifft dies auch auf unser Verhältniß zu den übrigen Mächten zu. Besonders war im laufenden Jahre eine Besserung der Beziehungen zu England festzustellen, deren politische Bedeutung nicht zu verkennen ist. Ueber den viel besprochenen deutsch-englischen Vertrag herrscht noch Geheimniß.

Auf dem Gebiet der Weltpolitik des Jahres war das Hauptereigniß der spanisch-amerikanische Krieg, der mit einer völligen Niederlage der Spanier endete und dessen Ende zugleich das der spanischen Colonialmacht bedeutete. Allgemeines Aufsehen erregte die am 28. August veröffentlichte Friedenskundgebung des Zaren, die eine Friedensconferenz im Gefolge haben wird. Wie auch der Ausgang derselben sein möge — die Kundgebung des Zaren wird nicht ohne Folgen bleiben. Als erfreuliches Ereigniß brachte das Jahr ferner die Regelung der kretischen Frage.

Ueber die Situation in den einzelnen Ländern Europas ist im allgemeinen nicht viel Erfreuliches zu berichten. In Oesterreich-Ungarn sind die chronischen Krisen der beiden Länder noch immer ungelöst und die Situation ist besonders in Oesterreich verworrener denn je. Ein wenig besser haben sich die Verhältnisse in Italien gestaltet, wo das Cabinet Pelloux bisher mit Glück und nicht ohne Geschick operirt hat. In England hat Trauer darüber geherrscht, daß man genöthigt war, in China vor Rußland zurückzuweichen. Aber auf diese Trauer folgte die Freude über den Erfolg gegen Frankreich in der Faschoda-Frage. In Frankreich selbst steht es trübselig aus, denn die Nation ist noch immer mit der Dreyfus-Frage beschäftigt, der bereits die Cabinete Meline und Brisson zum Opfer gefallen sind. In Amerika sind die Vereinigten Staaten mit ihrem Sieg über die Spanier auf den Plan der Weltpolitik getreten. In Afrika bereiten sich mancherlei Conflicte der großen Colonialmächte vor und in Asien steht die Politik unter dem Zeichen der beginnenden Auftheilung Chinas. Den angenehmen Ruf des Erdtheils, von dem man am wenigsten spricht, hat sich auch im vergangenen Jahre das dem Verkehr der Weltstraße fern liegende Australien zu wahren gewußt. Australien, du hast es besser.....

Bamberger über Bismarck.

Ludwig Bamberger ist in seinen Bismarck-Artikeln in der „Nation" jetzt an einige besonders interessante Punkte gekommen. Er erörtert die Frage der Bekehrung des Preußen Bismarck zum Deutschen und sein Verhältniß zu Franzosen, Engländern und — Juden. Wir heben aus seinen Ausführungen in der neuesten Nummer der „Nation" folgende Betrachtungen hervor:

„Die Menschheit macht sich von der Art, wie geniale Staatsumwälzer sich mit ihren Objecten identificiren, eine ihrem idealisirenden Bedürfniß entsprechende Vorstellung. Man sollte sich immer an das Prototyp des ersten Napoleon erinnern. In der Zwischenzeit zwischen seinem italienischen Feldzug und dem 18. Brumaire hatte er sich mit der Idee erfüllt, Europa hinter sich zu lassen und ein großes orientalisches Reich zu stiften. Seine südliche Phantasie hatte es ihm in bunten Farben im Kopf ausgebaut. Das hinderte ihn nicht, später, und besonders in St. Helena, von dem Frankreich zu reden, das er „über Alles liebte". Gewiß ist Bismarck aus einem engen Preußen ein guter Deutscher geworden, — und seine Natur war echt deutsch, wenn auch noch etwas anderes — aber doch nicht zum wenigsten auch deshalb, weil die Entfaltung seines Genies ein großes Deutschland brauchte. Das hindert nicht, daß Deutschland, wenn man Werth darauf legt, ihm auch „dankbar" sein soll. Die Statuen, die es ihm errichtet, hat er um es verdient; die Könige von Preußen schulden ihm den Dank für die Größe, zu der er ihrer Monarchie verholfen hat. Aber der Einblick in den organischen Zusammenhang der Dinge, ja die Versöhnung zwischen den Widersprüchen im Kleinen und den Leistungen im Großen löst sich aus bei dieser richtigen Vertheilung von Licht und Schatten. Nicht nur seinem Verlangen nach einem großen Deutschland ist der Impuls zu seiner großen Schöpfung entsprungen, sondern aus seinem Impuls zu großen Thaten ist das Object seines Verlangens immer größer geworden. Die Beseitigung der Hindernisse hat die Grenzen seines Wollens immer weiter hinausgeschoben. Sein Preußenthum stieß zuerst auf das Hinderniß der österreichischen Vormacht. Diese zu brechen, mußte er ein positives Gegenziel haben. Dies konnte kein anderes sein als Deutschland. Ebenso ging es mit dem Hinderniß Frankreich. Frankreich hatte sich in den Kopf gesetzt, Deutschland dürfe nicht ein starkes Reich werden. Dadurch war auch der Sieg über Frankreich, die Erhebung Deutschlands zur ersten Macht des europäischen Westens unvermeidlich. Die Consequenzen großen persönlichen Wollens, das sich allmählich in der Kraftübung selbst entdeckte, führten diesen Weg aufwärts. Mit vorgefaßten idealen Plänen hatte das nichts zu thun.

In Aussprachen von Franzosen, geschriebenen und gedruckten, bin ich oft der Ansicht begegnet, Bismarck habe sie, als Nation, gehaßt. Das ist mir nicht glaubhaft, schon aus allgemeinen Ursachen. Er war — das Wort im modernen Sinne genommen, denn im Sinne der alten Scholastik bedeutet es vielmehr das Gegentheil — viel zu sehr Realist, um abstracte Gesammtheiten, was die Engländer Entitäten nennen, zu hassen. Leibhaftige Menschen, die ihm in den Weg traten, konnte er, wie man ihm wohl glauben darf, recht gründlich hassen. Aber er war nichts weniger als ein Fanatiker oder Chauvinist, dazu schwebte sein Geist viel zu ungebunden über den Dingen. Bei Gelegenheit, wo es ihm nützlich schien, predigte er auch den Nationalhaß. Er war der Ansicht, daß es den Deutschen der vorhergegangenen Generationen mit ihrem Cosmopolitismus zu sehr daran und an nationalem Selbstgefühl gefehlt habe, und daß man ihnen darin nachhelfen müsse. Es ist ihm nur zu gut gelungen. Daher auch sein Bestreben, sie in Nebensachen nach dieser Richtung hin aufzustacheln, z. B. in seiner Proscribirung der lateinischen Lettern, welche zu zweck- und schönheitswidrigen Uebertreibungen führte, wie die, daß die bis dahin mit lateinischen Buchstaben gedruckten Publicationen der Akademie mit Bänden gothischer Schrift unterbrochen werden mußten.....

An Ausfällen gegen die Franzosen fehlte es bei ihm nicht; auch gegen die Engländer geht er zu ihm gelegener Zeit damit los. Gleichwohl bemerkt er selbst in seinen „Erinnerungen", er habe eine gewisse Vorliebe für das Englische gehabt; und das ist bei ihrer Mannhaftigkeit ganz denkbar. An den Franzosen war ihm das Pathetische und Phraseologische zuwider. Das tritt besonders in den Dialogen mit den französischen Unterhändlern in Versailles hervor, wogegen er sich in Frankfurt und Berlin mit dem sachlichen und derben normännischen Spinner und

Die Todten des Jahres 1898.

Der Tod hat auch im Jahre 1898 unter den hervorragenden Personen der Erde wieder reiche Ernte gehalten. Es schieden:

An fürstlichen Personen:

Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich (geb. 1837), die Königin Louise von Dänemark (geb. 1817), der Erzherzog Leopold von Oesterreich (geb. 1823), die Prinzessin Marie von Preußen, Gemahlin des Regenten von Braunschweig, Prinzen Albrecht (geb. 1854), die Töchter des verstorbenen Königs Wilhelm I. von Württemberg, Prinzessin Katharina, Wittwe des Prinzen Friedrich von Württemberg (geb. 1821), und Auguste, Gemahlin des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar (geb. 1826), ferner die Prinzessin Franziska v. Joinville, Tochter des verstorbenen Kaisers Pedro I. von Brasilien und Schwiegertochter des Bürgerkönigs Ludwig Philipp von Frankreich (geb. 1824) und Prinz Ludwig Talleyrand, Herzog zu Sagan (geb. 1811).

An Diplomaten und Parlamentariern:

Der größte Staatsmann seiner Zeit, Fürst Otto v. Bismarck (geb. 1815), der hervorragende englische Staatsmann, ausgezeichnete Redner und Finanzmann Gladstone (geb. 1809), der österreichische Staatsmann Graf Kalnoky (geb. 1832, 1881—95 Minister des Auswärtigen), der badische Staatsmann Turban (geb. 1821, 1876—93 Präsident des badischen Staatsministeriums), der österreichische Diplomat Graf Emmerich v. Széchényi (geb. 1825, 1879—92 österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin), der ehemalige Präsident des deutschen Reichstages v. Seydewitz (geb. 1818), das langjährige Mitglied des deutschen Reichstages Prof. Ludwig v. Cuny (geb. 1833) und der amerikanische Politiker Bayard (geb. 1828).

An Männern der Wissenschaft:

Der Aegyptologe und Romanschriftsteller Professor Georg Ebers in München (geb. 1837, Vf. „Aegypten in Wort und Bild", „Eine ägyptische Königstochter", „Nilbraut" u. s. w.), der berühmte Sanskritforscher Prof. Georg Bühler in Wien (geb. 1837), der Botaniker Prof. Anton Kerner, Ritter v. Marilaun in Wien (geb. 1831, Vf. „Das Pflanzenleben der Donauländer"), der Bacterienforscher Prof. Ferd. Cohn in Breslau (geb. 1828, Vf. „Die Pflanze"), der große Entomolog Prof. Ernst Taschenberg in Halle (geb. 1818, Vf. „Praktische Insectenkunde"), der Zoolog Prof. Rud. Leuckart in Leipzig (geb. 1823, Vf. „Die Parasiten des Menschen"), der Moskauer Arzt Prof. Dr. Sacharjin (geb. 1830, Vf. „Klinische Vorlesungen").

An Trägern berühmter militärischer Namen:

Der General der Infanterie v. Kaltenborn-Stachau (geb. 1836, 1890—1893 preußischer Kriegsminister), der deutsche Vice-Admiral Batsch (geb. 1831, 1878 „Großer Kurfürst"), der ehemalige italienische Marineminister Brin (geb. 1833), der russische General Graf Woronzow-Daschkow.

An Dichtern und Schriftstellern:

Der Meister der historischen Novelle, Conrad Ferd. Meyer (geb. 1825, Vf. „Huttens letzte Tage", „Gedichte", „Die Hochzeit des Mönchs" u. s. w.), der Roman- und Reiseschriftsteller und Kriegscorrespondent Hans v. Wachenhusen (geb. 1827, Vf. „Tagebuch vom französischen Kriegsschauplatz 1870/71"), der Schriftsteller Theodor Fontane in Berlin (geb. 1819, Vf. „Gedichte", „Schach von Wuthenow", „Wanderung durch die Mark Brandenburg"), der Reiseschriftsteller Theodor Gsell-Fels in München (geb. 1819, Vf. „Bäder und klimatische Kurorte der Schweiz und Deutschlands"), der französische Romanschriftsteller Emile Richebourg in Paris (geb. 1833) und der geistvolle Opern- und Concert-Kritiker Professor Bernh. Vogel in Leipzig (geb. 1847).

Von Malern, Bildhauern und Architekten.

Der Erbauer des Nordostsee-Kanals Geheimrath Otto Bänsch in Berlin (geb. 1825), der ausgezeichnete Genremaler Prof. Benjamin Vautier in Düsseldorf (geb. 1829, illustr. Immermanns „Oberhof" und Auerbachs „Barfüßele"), der Schöpfer der Wandgemälde in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses Prof. Friedrich Geselschap (geb. 1835) und der Thiermaler und Schriftsteller Guido Hammer (Bruder des Lyrikers Julius Hammer, geb. 1821, Verfasser „Jagdbilder und Geschichten", „Hubertusbilder").

An Schauspielern und Sängern.

Der Wiener Hofburg-Schauspieler Ernst Hartmann (geb. 1844, Gemahl der berühmten Schauspielerin Helene Schneeberger) und der Wagnersänger Max Alvary (Achenbach), Sohn des berühmten Malers Achenbach in Düsseldorf (geb. 1858).

An sonstigen bemerkenswerthen Personen.

Die Wittwe des 1894 ermordeten Präsidenten Sadi Carnot, der Gründer der Bremer Bank und des „Norddeutschen Lloyd" Consul Hermann Heinrich Meier, der englische Techniker Henry Bessemer, Erfinder des nach ihm benannten Bessemer Stahls, der ehemalige Sänger Ernesto Nicolini, Gatte der „Diva" des Coloraturgesanges Adelina Patti, der Buchhändler Heinrich Rudolph Brockhaus, Rudolf Hertzog, Inhaber des gleichnamigen Welthauses in Berlin, der ehemalige Präsident des Colonialamts Dr. Kayser, der älteste Parlamentarier der Welt Charles Pelham (63 Jahre lang Mitglied des englischen Unterhauses) und der Begründer der „Saale-Zeitung" Otto Hendel, Egidy.

Schutzzöllner Pouyer-Quertier, der ihm sogar im Poculiren Stand hielt, recht munter verstand.... Um wirklich die Franzosen schlechthin zu verabscheuen, hatte er viel zu viel vom französischen Esprit. Kein anderer hätte es wagen dürfen, in parlamentarischen Reden so viel französische Ausdrücke und Wendungen zu gebrauchen, wie er, der ein so elegantes Französisch sprach und schrieb, ohne von unseren Oberteutonen gesteinigt zu werden. In der That war einer der merkwürdigsten Züge seines Wesens, daß in ihm — etwas sehr Seltenes — so viel Geistreichigkeit mit so viel praktischem Sinn zusammenhing. Wie die Franzosen ihn für ihren Gegner aus Stimmung hielten, so haben ihn vielfach auch die Juden für einen Antisemiten gehalten, ebenfalls meines Erachtens irrthümlich, aus oben geschilderten allgemeinen Gründen. An dem Aufkommen des Antisemitismus der Stöcker und Treitschke war er unbetheiligt. Aber es gehörte zu seiner Methode, ein Geschoß, das ihm andere geschmiedet, nicht von der Hand zu weisen, es für vorkommende Fälle in seinem Arsenal niederzulegen, es bald zur Einschüchterung, bald zur Herabsetzung eines Gegners zu verwerthen...

Busch thut sein Möglichstes, um Bismarck als einen Antisemiten seinesgleichen hinzustellen. Aber es gelingt ihm nicht, so oft er auch versucht, ihn dazu zu bekehren; nämlich: Busch selbst trieft von Antisemitismus. Es wäre auch schade und unbegreiflich, wenn dieser edlen Seele ein so ganz zu ihr stimmender Charakterzug gefehlt hätte. Wo es gilt, einen bei seinem Herrn schlecht zu machen, ist immer das Erste, daß er meint, derselbe sei wohl ein Jude, z. B. Rickert, von dem es sogar Bleichröder als classischer Zeuge bescheinigt haben sollte. Es ist merkwürdig, daß nicht auch Stosch dessen von ihm angeklagt wurde; mit der Kaiserin Augusta müßte es schon schwerer geworden sein."

Politische Uebersicht.

Danzig, 31. Dezember.

Der Großherzog von Baden und die Socialdemokratie.

Eine Aeußerung des Großherzogs von Baden aus dem Jahre 1887 über die Socialdemokratie wird erst jetzt bekannt. Der Großherzog ließ sich gegenüber dem Schriftsteller Dagobert von Gerhardt, wie dieser in seinem Werke „Das Skizzenbuch meines Lebens" (II. Theil, Breslau 1899) mittheilt, am 15. Dezember 1887 wie folgt aus:

„Sie haben auch des Oefteren die sociale Frage berührt. Die Art und Weise, wie Sie dies thaten, hat Mich durchaus angesprochen: man muß bei der Besprechung dieser Frage auch den Reichen und Vornehmen derb die Wahrheit sagen. Nichts ist verkehrter, als den Socialdemokraten bei Bekämpfung der Doctrinen nur als ihr hochmüthiger und leidenschaftlicher Feind gegenüberzutreten. Man muß als ihr wohlwollender Helfer auftreten und kann dann um so wirksamer das Verkehrte ihrer Forderungen bekämpfen. Es sind Menschen wie wir, und sie wollen, wie wir, als Menschen leben, nur die Mittel, die sie zur Erreichung auch ihrer discutirbaren Forderungen anwenden wollen, sind thöricht und verwerflich. Am verkehrtesten ist es aber, ihnen darin nachzuahmen, daß man im Kampf gegen sie auch jene Art von Agitation betreibt, die nur Haß und Feindschaft säet und in der ihre Wortführer geradezu Meister sind; ich begreife die Leute hier in Berlin nicht, die von solchem Vorgehen das Heil erwarten. Die sociale Frage wird nur durch die freiesten Köpfe und die reinsten Herzen aus dem Volk selbst zu lösen sein. Und da werden sich freilich auch unsere oberen Stände gewaltig ändern müssen. Hier in Berlin herrscht ein Luxus, ein Uebermuth des Geldes, der uns mit schwerer Sorge wegen der Zukunft erfüllen kann, ich bitte Sie, fahren Sie fort, Ihre wohlmeinenden Rathschläge immer wieder an jene höheren Gesellschaftsschichten zu ertheilen, die in kurzsichtigster Genußsucht für die Sturmzeichen unserer Tage gar kein Auge zu haben scheinen."

Diese Rathschläge unterscheiden sich sehr von den Recepten der Stumm und Genossen, die von dem Großherzog von Baden Mäßigung und Verständniß für Andersdenkende lernen könnten.

Der „Amtsfrevel" des Herrn Bard.

Täglich mehren sich die Anzeichen, daß es mit der Sache der Herren Cavaignac, Mercier und Genossen recht schlecht steht. Es kann heute schon keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch ihre letzte Verschanzung, das geheime Dossier, vor der Festigkeit und Entschlossenheit des Cassationshofes nicht lange Stand halten wird. So haben denn die Vertheidiger des Generalstabs zu dem äußersten Mittel gegriffen, um die moralische Bedeutung des von der obersten Justizbehörde unternommenen Werkes der Gerechtigkeit und Wahrheit abzuschwächen: Sie verdächtigen und verleumden den Cassationshof in blindem Zorn. Die Freunde des Militärgouverneurs Zurlinden und des flüchtigen Majors Esterhazy werfen dem Präsidenten der Criminalkammer, Loew, seinen unfranzösischen Namen vor; sie machen ihm ein todeswürdiges Verbrechen daraus, daß sein Bruder Notar in Straßburg ist; und nachdem sie ihn geraume Zeit als Juden verunglimpft haben, beschimpfen sie ihn jetzt als einen fanatischen Hugenotten, da es sich inzwischen herausgestellt hat, daß er einer alten protestantischen Familie entstammt. Aber diese Schmähcampagne erweist sich als nutzlos, und sie nehmen deshalb ihre Zuflucht zu noch giftigeren Waffen. In den Organen der Militärpartei wurde vor einigen Tagen gegen den Berichterstatter der Revisionsverhandlung, Bard, ganz unverhohlen die Anklage des Amtsfrevels erhoben. Er wurde beschuldigt, daß er ein verbrecherisches Einvernehmen mit dem Oberstlieutenant Picquart unterhalte, um die Zeugenaussagen der fünf ehemaligen Kriegsminister und der Generale Boisdeffre und Gonse zu entkräften. Da die Affaire, wie bekannt, zu einer regelrechten Untersuchung geführt hat, wollen wir die Erzählung, wie sie der „Gaulois" gebracht hat, noch ausführlicher nachtragen.

Vor etwa vierzehn Tagen — so erzählte der „Gaulois" — begab sich der Präsident der Civilkammer des Cassationshofes, Herr Quesnay de Beaurepaire, nach seinem Bureau. Wie groß war sein Erstaunen, als er daselbst den Oberstlieutenant Picquart bequem in einem Fauteuil sitzen sah. „Was thun Sie hier?" herrschte Quesnay de Beaurepaire den Eindringling an. — „Der Cassationshof hat mir befohlen, mich hier zu seiner Verfügung zu halten", entgegnete Picquart und fügte fragend hinzu: „Und wer sind Sie, wenn ich bitten darf?" — „Ich bin", erwiderte Herr de Beaurepaire, „Präsident einer Kammer des Cassationsgerichtes, die sich, zum Glück für Sie, um Ihre Angelegenheiten nicht zu kümmern hat. Ich ersuche Sie deshalb, diesen Raum sofort zu verlassen, und ich werde Ihnen zwei Wächter zur Begleitung geben, auf die Sie in Ihrer Eigenschaft als Untersuchungshäftling Anspruch haben." In diesem Augenblicke trat Herr Bard ein, der offenbar den Präsidenten Beaurepaire nicht gesehen hatte, und rief Picquart zu: „Mein lieber Picquart, hier ist die Zeugenaussage des Generals Gonse. Ich glaube, er wird uns jetzt nicht mehr entschlüpfen." Weiter kam Herr Bard nicht, denn Quesnay de Beaurepaire unterbrach ihn spöttisch mit den Worten: „Meine Herren, ich ziehe mich zurück, da ich hier offenbar überflüssig bin."

Diese dramatische Darstellung hatte zwar den Vorzug, sehr packend zu sein, aber es haftet ihr dafür der Fehler an, daß sie vollständig erdichtet ist. Herr Bard selbst hat dies in einer von der „Agence Havas" veröffentlichten Note festgestellt, die folgendermaßen lautet:

„Eines Tages wurde der Cassationsgerichtsrath Bard während eines Zeugenverhörs von dem Präsidenten Loew ersucht, den als Zeugen vorgeladenen Oberstlieutenant Picquart sowie dessen Wächter zu verständigen, daß die Criminalkammer ihn erst in der nächsten Sitzung vernehmen könne. In dem Bureau eines der Cassationspräsidenten, wo sich Picquart und seine Wächter bereithalten sollten, traf Herr Bard diesen richterlichen Beamten selbst und sagte zu ihm, daß er nicht ihn, sondern den Gefangenen suche, dem dieses Lokal zum Aufenthalt angewiesen worden war. Herr Bard fand den Oberstlieutenant Picquart und dessen Wächter in dem Bureau eines anderen Präsidenten und entledigte sich daselbst seines Auftrages. Außerhalb der Verhandlungen der Untersuchungscommission, die vor der gesammten Criminalkammer stattfinden, hat Herr Bard an Picquart niemals ein Wort gerichtet, das nicht stricte mit dem ihm vom Präsidenten Loew ertheilten Auftrag zusammenhing."

Dieses Dementi, das wohl an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt, wollten die Generalstabsorgane jedoch nicht gelten lassen, und sie erklärten, daß sie die gegen Herrn Bard erhobene Bezichtigung vollständig aufrecht erhalten. Die Folge war eine Untersuchung des Falles, und deren Folge? Nachstehende Meldung giebt darüber Auskunft:

Paris, 31. Dezember. Eine Note der „Agence Havas" besagt: Schon aus der ersten Prüfung der Thatsachen und der Erklärung Quesnay de Beaurepaires und Bards ergiebt sich, daß die Bard zugeschriebenen Aeußerungen, namentlich die Worte: „Mein lieber Picquart", sowie die Aeußerungen hinsichtlich der Aussagen des Generals Gonse nicht gefallen sind.

Also auch mit Bards „Amtsfrevel" wird es nichts.

Inzwischen hat der Cassationshof dem Gerichte in Cayenne telegraphisch eine Reihe von Fragen übersandt, welche Dreyfus durch den dortigen Untersuchungsrichter vorgelegt werden sollen.

Sturm im ungarischen Parlamente.

Am Schlusse der gestrigen Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses kam es abermals zu Scenen stürmischster Art. Als der Vorschlag des Alterspräsidenten angenommen wurde, wonach die Debatte auf den 3. Januar verschoben werden soll, protestirten Kossuth (Unabhängiger), Horanszky (Nationalpartei) und Prälat Molnar (Volkspartei) gegen den am 1. Januar eintretenden außergesetzlichen Zustand. Szentivanyi (Nationalpartei) kündigte offen an, daß seine Partei zur Obstruction schreiten werde. Kubinyi (liberal) erklärte, er biete im entscheidenden Augenblick die Hand zum Frieden. Ivanka (Nationalpartei) erging sich in beleidigenden Worten gegen die Majorität, wogegen Gajary sich energisch verwahrte. Als hierauf der Ministerpräsident Baron Banffy das Wort erhielt, erhob sich ein ungeheuerer Lärm. Da derselbe nicht aufhörte, vertagte der Alterspräsident die Sitzung auf 10 Minuten. Nach der Wiedereröffnung begann wieder ein ohrenbetäubendes Getrampel und Schlagen auf die Pulte. Von neuem eilten die Abgeordneten aller Parteien in die Mitte des Saales, wo die Liberalen einen Wall um Baron Banffy, der das Wort wieder ergriff, bildeten. Der Oppositionelle Hiro wollte den Stenographen das Papier entreißen, was die Liberalen verhinderten. In diesem Lärm beendigte der Ministerpräsident seine Rede mit dem Hinweis darauf, das Haus möge überzeugt sein, daß die Regierung die Bedeutung jener großen Verantwortlichkeit kenne, welche ihr unter den gegenwärtigen Verhältnissen erwachse. Ihrer gesetzlichen Pflicht gemäß wolle sie der Verantwortlichkeit nicht aus dem Wege gehen. Doch halte sie es für ihre Pflicht, zu erklären, daß jene Abgeordneten im Irrthum seien, die da glauben, daß nach dem, was geschehen sei, die Verantwortlichkeit ausschließlich die Regierung oder die liberale Partei treffe; die wahren Urheber der Lage seien diejenigen, welche die Thätigkeit des Hauses fortwährend verhindert und dadurch die gegenwärtige Situation geschaffen hätten. (Eljenrufe und Beifall rechts.) Unter andauerndem Lärm schloß der Alterspräsident die Sitzung.

Alle Brücken zu einer Verständigung scheinen nunmehr abgebrochen zu sein und die Opposition hat bereits die energischste Frontstellung eingenommen. Es wird darüber telegraphirt:

Pest, 31. Dezember. Die Unabhängigkeitspartei und die Nationalpartei beschlossen, falls die Regierung nach dem 1. Januar auf ungesetzlicher Basis die Geschäfte führe, jede Thätigkeit der Regierung mit allen gesetzlichen Mitteln zu vereiteln. Die Unabhängigkeitspartei beschloß ferner, einen Antrag einzubringen, die Regierung in den Anklagezustand zu versetzen.

Auch ist aus der gestrigen Sturmscene im Abgeordnetenhause eine neue Duellforderung hervorgegangen, ohne freilich zum wirklichen Schießen zu führen. Es wird darüber berichtet:

Pest, 31. Dezember. Der Abgeordnete Gajary sandte nach der gestrigen Sitzung seine Zeugen an Ivanka. Die Affaire wurde jedoch friedlich beigelegt, da die Bevollmächtigten Ivankas erklärt hatten, daß das von demselben Gesagte absolut nicht auf Gajary Bezug hat.

Die Erregung in Johannesburg

ist nach einem Telegramm der „Cape Times" unter den Uitlanders wieder so gestiegen, daß sie im Begriffe stehen, Schritte zur Geltendmachung ihrer Ansprüche auf Gerechtigkeit zu thun. Andere Depeschen aus Johannesburg theilen jedoch diese Auffassung nicht. Präsident Krüger hat sich dahin ausgesprochen, daß er den Aufsehen erregenden Artikel der „Post", welcher die Eventualität eines Krieges zwischen England und Transvaal erörterte, entschieden mißbillige. Der alte, kluge Präsident giebt sich überhaupt alle Mühe, Oel auf die Wellen zu gießen, und zwar mit Erfolg, wie folgende Meldung besagt:

Pretoria, 30. Dezember. Die „Volksstimme" hat ihren Vorschlag, die Niederlage Jamesons durch eine Kundgebung am 2. Januar zu feiern, zurückgezogen. Sie schreibt dieses der Mißbilligung des Planes durch Präsident Krüger zu.

Deutsches Reich.

* **Berlin, 30. Dez.** Dem **Briefwechsel**, welcher jüngst zwischen **Kaiser Wilhelm und dem Zaren** stattgefunden hat, wird jetzt in einer aus Petersburg kommenden Zuschrift gleichfalls eine politische Bedeutung beigelegt. Durch die Orientreise Kaiser Wilhelms, so heißt es in der Zuschrift, war in einflußreichen russischen Kreisen ein Gefühl der Eifersucht wachgerufen, ohne daß von deutscher Seite irgend welche Veranlassung dazu gegeben wurde. Auch sollte der Abschluß des deutsch-englischen Abkommens seitens der deutschfeindlichen Kreise in Petersburg mehrfach dahin fructificirt werden, daß es hieß, Deutschland neige dazu, den Interessengegensatz zwischen England und Rußland zu verschärfen. Obgleich in Wirklichkeit das deutsch-englische Abkommen mit dem russisch-englischen Interessengegensatz gar nichts zu thun hat, so wurde diese Unterstellung in Petersburg doch geflissentlich weiter verbreitet. Dazu kam dann, daß auch die deutsche Armeevorlage von deutschfeindlichen Kreisen in Rußland dahin ausgelegt wurde, als stehe in Deutschland in der vordersten Reihe aller politischen Erwägungen die, sich möglichst stark gegen Rußland zu machen. Trotzdem die Haltlosigkeit aller dieser Unterstellungen schon durch den Inhalt der Thronrede und durch die Ausführungen des Staatssecretärs v. Bülow im Reichstage genügend gekennzeichnet wurde, nimmt man doch an, daß auch der neuerliche Briefwechsel zwischen den beiden befreundeten Kaisern sich auf die vorstehend erwähnten Fragen bezogen habe.

* **[Ein Amendement zur Abrüstungsidee]** producirt König **Humbert** von Italien. Er soll einem General gegenüber geäußert haben, der Plan des Zaren könnte am besten dadurch verwirklicht werden, daß sämmtliche Staaten Europas sich zu einem Bunde zusammenschlössen. Gewiß auch ein guter Gedanke und ein vernünftig-praktischer obendrein! Aber dieser Bund ist nur denkbar unter Aufgebung der wirthschaftlichen Absperrungspolitik, welche heute als allein national und allein seligmachend gilt.

* **[Zum Tode Egidys]** wird der „Volksztg." aus Potsdam noch Folgendes mitgetheilt: Herr v. Egidy, der sonst eine kräftige Natur war und noch vor seiner Reise nach Süddeutschland weite Spaziergänge in Potsdams Umgebung machte, hatte sich auf dieser Reise eine starke Erkältung zugezogen, welche zu einer Rippenfell- und Herzbeutel-Entzündung führte. Sofort nach seiner Rückkehr in seine romantisch am Fuße des Pfingstberges belegene, dem Prinzen Friedrich Leopold gehörige Villa mußte der Leidende das Bett aufsuchen. Herr Oberstabsarzt Dr. Riedel vom 3. Garde-Ulanen-Regiment, der hinzugezogen wurde, sah von vornherein die Krankheit als sehr gefährlich an, hoffte aber, daß die gute Natur des Patienten sie überwinden würde. Am Mittwoch Abend, nachdem die auswärtigen Familienmitglieder telegraphisch herbeigerufen waren, konnte ihnen der Arzt nur wenig Hoffnung auf Erhaltung des Lebens des Kranken machen. Dieser litt heftige Schmerzen und athmete schwer, und als der neue Tag zu grauen anfing, hatte Egidy ausgelitten. Von dem Verstorbenen hat Herr Bildhauer Louis Castan die Todtenmaske abgenommen. Die Beerdigung fand Sonnabend, Nachmittags 4 Uhr, auf dem Alten Kirchhof in der Teltower Vorstadt zu Potsdam statt.

Frankreich.

Paris, 30. Dez. Gegenüber der Meldung, wonach **Dreyfus** bereits am 4. Dezember nach Frankreich **eingeschifft** sein sollte, erklärt der Minister für die Colonien, es sei allgemein bekannt, daß die Rückkehr des Dreyfus nur auf officiellen Antrag des Cassationshofes erfolgen könne. Wenn der Cassationshof den Beschluß fasse, die Rückkehr Dreyfus' zu verlangen, so werde dieser Beschluß der Oeffentlichkeit in Paris eher bekannt sein, als den Behörden in Cayenne.

Paris, 31. Dez. Mehrere hervorragende Personen, darunter Akademiker, gründeten eine **neue „La Patrie Française"** betitelte **Liga**, welche anstrebt, eine Beruhigung der Gemüther herbeizuführen und die durch die Dreyfus-Angelegenheit veranlaßten Zwistigkeiten beizulegen.

Ein Blatt meldet, der **Cassationshof** habe verschiedene **Personen aus der Umgebung Esterhazys vernommen**, u. a. seine Geliebte, deren Aussagen schwere Beweise für die Schuld Esterhazys enthalten. Es wurde festgestellt, daß Oberstlieutenant Henry mit einer bedeutenden Summe an einer Fahrradfabrik betheiligt war.

Von der Marine.

* **[Zur Enthüllung des „Iltis"-Denkmals in Schanghai.]** Ueber die seiner Zeit von uns gemeldete Enthüllung des Denkmals zur Erinnerung an die den Heldentod gestorbene Mannschaft des „Iltis" berichtet der „Ostasiatische Lloyd" vom 21. November eine Reihe Einzelheiten, denen wir Folgendes entnehmen:

Das Denkmal, bekanntlich ein Kunstwerk ersten Ranges, ist vom Bildhauer Kraus im Auftrage von Reinhold Begas vollendet worden. Die dazu erforderlichen 3500 Kilogramm Bronze wurden vom Artilleriedepot zu Spandau geliefert und stellen einen Werth von 5000 Mk. dar. Gegossen wurde das Werk in der Gießerei von Martin und Pilzing. Es hat eine Höhe von acht Metern und zeigt einen zersplitterten, sechs Meter in die Luft ragenden Mast, zu dessen Füßen Flagg- und Segeltuch angebracht sind; den Flaggenstock schmückt der deutsche Adler, während die Taue wirr durcheinander geworfen sind; vorn liegt ein mächtiger bronzener Lorbeerkranz; auf den Flaggenbändern stehen die Worte: „Die Deutschen Chinas" und „Die kaiserliche Marine". Der Sockel ist an seinen vier Seiten mit Gedächtnißtafeln versehen. Die Enthüllungsfeier war vom Wetter nicht begünstigt, doch fand sie unter zahlreicher Betheiligung statt. Von fremden Truppen waren 200 Italiener, Russen, Amerikaner, Engländer und Oesterreicher aufgestellt; die 360 deutschen Matrosen und Seeleute, welche ein Viereck um das Monument, die Frontseite freigelassen, bildeten, gehörten den Schiffen „Deutschland" und „Kaiserin Augusta" an. Das Schanghai-Freiwillencorps war 170 Mann stark. Gegen 11 Uhr erschien Prinz Heinrich, lebhaft begrüßt, auf dem Festplatz und schritt die Fronten der erschienenen Truppentheile ab. Nachdem die Musik den Choral „Nun danket alle Gott" gespielt, hielt Pastor Lic. Hackmann eine ergreifende Weiherede, worauf Generalconsul Dr. Stübel dem Municipalrath das Denkmal übergab. Nach dem „Flaggenlied" fiel die Hülle. Der Präsident des Municipalraths, Welch, übernahm das Denkmal in seine Obhut. Dann hielt Prinz Heinrich eine patriotische Ansprache, die mit einem Hoch auf den Kaiser endigte. Am Schluß fand der Parademarsch aller aufgestellten Truppen vor dem Prinzen Heinrich statt.

Danziger Lokal-Zeitung.

Wetteraussichten für Sonntag, 1. Januar, und zwar für das nordöstliche Deutschland:

Kälter, meist wolkig, vielfach Schneefall. Windig.

An der Jahreswende.

Danzig, 31. Dezember

Wenige Stunden noch und wieder sinkt ein Jahr, wie ungezählte tausende vor ihm, hinab in den unermeßlichen Zeitenschooß, denn unser Erdkörper hat abermals den rastlosen Kreislauf um das mächtig flammende Himmelsgestirn vollendet, von dessen Lichtstrahlen er lebt, dem er unterthan ist. Wenn der soeben im Westen herabgesunkene leuchtende Feuerball sich wieder im Osten erhebt, gehört das Jahr 1898 der „ewig still stehenden" Vergangenheit und gehört der Erinnerung an, was wir in ihm erlebten und erstrebten. In solcher bedeutungsvollen Scheidestunde, wo der Menschengeist an dem unsichtbaren Gang des Naturwaltens sich selber Marksteine errichtet, geziemt es sich, den Pilgerstab des Lebens für einen Moment niederzusetzen auf den Markstein und im Geiste kurze Rückschau zu halten auf das, was hinter uns liegt, um mit dem Lichte der Erfahrung zu prüfen, was an erkennbaren Aufgaben vor uns liegt. Uebergeben wir, was das scheidende Jahr an Ungemach, an Hader und Kümmerniß uns gebracht hat, beim frischen Morgenleuchten des neuen getrost der in stiller Betrachtung versöhnlich richtenden Erinnerung und nehmen wir als Vermächtniß des abschließenden Zeitraumes die Mahnung hinüber, der ausgestreuten guten Saaten Hüter und Pfleger zu sein in alter Treue, Schaffensfreude und Unverdrossenheit.

Was der Einzelne zu eigenem Nutz oder Ruhm vollbringt, füllt freilich gar wenig aus in dem großen Maß der Zeit. Nur was der Allgemeinheit dient, trägt den Keim des Bestandes in sich, denn sie allein beherrscht die Zeit in weiteren Grenzen, in denen eines Jahres Spanne sich nur durch die Schöpfungen markirt, welche sie der Allgemeinheit hinterließ. Ziehen wir unter diesem Gesichtspunkt für unsere Heimathstadt und den sie umgebenden Landestheil die Summe des Lebens im ablaufenden Jahre, so zeigt sich fast überall ein kräftiger Impuls zu neuen Gestaltungen, ein Anspannen der Kräfte insbesondere auf wirthschaftlichen und industriellen Gebieten, das energisch vorwärts und aufwärts drängt. Wer unser öffentliches Leben in dieser Richtung während der letzten Zeit mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird sich der Wahrnehmung nicht haben entziehen können, daß viel schöpferischer Will nach Bethätigung ringt und daß das kommend Jahr und seine nächsten Nachfolger zu zeigen haben werden, ob dem Willen auch das Maß der Kräfte entspricht und wie diesen Kräften eine ausgiebigere Entfaltung zu ermöglichen, zu erleichtern sein wird. Wie es in solcher Beziehung mit unserem, aus Jahrhunderte langer Drangsal sich mühsam erhebenden Osten zur Zeit noch bestellt ist, darauf haben wir in den letzten Tagen an anderer Stelle eingehender hinzuweisen uns erlaubt. Aber wir dürfen es doch als eine gute Vorbedeutung für die nächste Zukunft ansehen, daß selbst unter so mäßig günstigen Verhältnissen das enteilende Jahr eine Fülle von Leistungen größeren Gepräges aufweist, die es zu einem für die Geschichte des modernen Danzig durchaus denkwürdigen machen.

Ist es nicht ein für den sonstigen gemessenen Schritt unseres Vorwärtskommens geradezu großartiges Bild der Umwandlung, das unsere Stadt an ihrer westlichen und nördlichen Peripherie, das sie auch in den sich westlich immer dichter und weiter vorstreckenden Vororten darbietet! Imposante Architekturwerke, wie der „Danziger Hof", der neue Bahnhof, große thurmgekrönte, reichgegliederte Privat-Prachtgebäude, Villencolonien und förmliche Villenstädte erheben sich da und schon rüstet sich der Unternehmungsgeist, diese Anlagen weiter nordwärts bis zum Meere fortzuführen und sie ringförmig mit einem Netz von Schienenstraßen zu verbinden und zu durchziehen. Und nicht minder wichtig als dies Erstehen und Wachsen, regt sich auch der Verkehr, der immer neue Beförderungsmittel erheischt und zu gewinnen sucht. Man betrachte nur die Entwicklung unseres Vorortsverkehres in den letzten Jahren und insbesondere im Jahre 1898, wo er den stärksten Fortschritt gemacht hat — und das trotz der noch immer sehr unbefriedigenden Verkehrsmittel, für deren Steigerung und Ausbreitung nun ja auch in lebhafterem Tempo wie bisher erfreulicherweise gewirkt wird. Ein neuer Schienenweg führt jetzt nach Putzig, der interessanten Kleinstadt am äußersten Westwinkel unserer Meeresbucht, ein anderer wird nach unserer Hafenvorstadt vorgesteckt; das weltvergessene, einsame Hela mausert sich zu einer modernen Seebad-Sommerfrische heraus; Zoppot wächst mit Riesenschritten; Brösen steht mitten in und Glettkau, das primitive Fischerdörfchen, unmittelbar vor einem aussichtreichen Verjüngungsprozeß.

Unsere junge Industrie, welche gegen Ende des Jahres mit Robert Petschow einen ihrer ersten Pioniere ins Grab sinken sah, hat 1898 ebenfalls energische Anläufe genommen, um zu einer weiteren und rascheren Entwicklung zu gelangen, mit festerem Schritt den Uebergang aus den überlieferten in neue, von dem rastlosen Getriebe unserer Zeit bewegte Verhältnisse zu unternehmen. Schon sehen wir das Gelände am linken Ufer unserer zum Meere führenden Wasserstraße dicht besetzt mit industriellen Betriebsstätten. Wo sich bis dahin noch Lücken zeigten, sind im Jahre 1898 auch diese durch Neuschöpfungen, wie die im Werden begriffene große Waggonfabrik, die Schönicke'sche Parkettbodenfabrik, ausgefüllt. Auf die andere Stromseite hinüber strebt nun der Unternehmungsgeist und man darf hoffen, daß auch dort in wenigen Jahren sich das gleiche lebendige Bild emsigen Treibens und Schaffens zeigen wird. Eine Reihe von Projecten — eins unter wesentlicher Mitwirkung der landwirthschaftlichen Production unserer Umgegend sind — z. Z. in der Schwebe. Man sieht, daß es auch da im kommen-

den Jahre nicht an Gelegenheit zu tapferem Zugreifen fehlen wird.

Selbstverständlich bleibt, was hier angebahnt, der Natur und den Zeitverhältnissen abgerungen wird, was hier ersteht und sich lebenskräftig entwickelt, in seinen Wirkungen, mit seinem Beispiel nicht auf den Bannkreis der Provinzial-Hauptstadt beschränkt. Schon jetzt bemerkt man vielfach, wie die Anregungen bis tief hinein in die Provinz und die Nachbarbezirke wirken die Kräfte zu gleichem Regen selbst in der Ferne mobilisiren. Und auch an dem inneren Gewerbsleben unserer Stadt geht die äußerlich in die Erscheinung tretende Rührigkeit nicht ohne Ansporn zu neuem Wettstreit, zu frisch belebter Betriebsamkeit, zu gesteigerter Schaffenslust vorüber. Fast nirgend hat man im scheidenden Jahre über Mangel an nutzbringender Beschäftigung zu klagen gehabt, zumal auch in den Kreisen der mit uns verkehrenden Landbevölkerung eine mäßig gute Ernte den Muth wieder hob und hie und da Schäden der jüngsten Vergangenheit auszugleichen oder wenigstens den Ausgleich zu beginnen vermochte.

Als die weitaus wichtigste und schönste Errungenschaft des Jahres 1898 haben wir die technische Hochschule zu verzeichnen, die unseren Blick dankerfüllt zum Throne emporlenkt. Ohne die Sicherung dieses impulsiven geistigen Mittelpunktes wäre schwerlich das eifrige Regen zur Schaffung neuer Lebensverhältnisse in unseren östlichen Landestheilen in solcher Macht und Gestaltungslust erwacht, wie es sich jetzt zu regen beginnt, wohin sich immer unser Augenmerk richtet. Mit welcher Dankesfreudigkeit begrüßte man daher den für unseren emporstrebenden Gau so fürsorglich wirkenden Monarchen, als er im ablaufenden Jahre zweimal bei uns einkehrte und das zweite Mal auch seine erlauchte Gemahlin zu uns führte, um sich hier an den Schätzen einer großen Vergangenheit und einem interessanten und erhebenden Werdeprozeß für die Zukunft zu erfreuen! Und daß die neue Hochschule, wenn ihr Betrieb bei uns anhebt, auch die Unterbauten, die Vorbedingungen zu einer gesunden Entwicklung vorfinde, dafür hat man durch Umgestaltungen in unserem Schulwesen, durch Hierherverlegung der Jenkauer Anstalt, durch ihre Ausgestaltung zu einer Realschule, durch Erhebung unserer großen Petrischule zu einer Ober-Realschule, durch Anbahnung des Reformschul-Unterrichts in den übrigen höheren Lehranstalten rechtzeitig zu sorgen begonnen.

Strahlende Lichtwellen, wie wir sie früher kaum gekannt, fluthen durch unsere Straßen; ihr neues electrisches Centrum steht fertig da; die zweite große Lichtquelle unserer Stadt, die Gasanstalt, erweitert sich gleichzeitig um ein Bedeutendes; in zwei Vorstädte zog resp. zieht ebenfalls das elektrische Licht ein und unsere Altstadt blickt neben manchen Verbesserungen, welche ihr mehr Licht und Luft, ebnere Wege, die Aussicht auf ein ersehntes neues Verkehrsmittel gebracht haben, auf den Schmuck schöner ausgedehnter Garten-Anlagen am Jakobsthore, die dort in den letzten Monaten geschaffen worden sind, ein freundliches Naturbild für die Zukunft verheißend, während unsere City mit dem neuen Postpalais wieder um einen stolzen modernen Monumentalbau von würdigen, schmucken Architekturformen reicher geworden ist.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, einen Ueberblick über des verflossenen Jahres Gaben, Ringen und Verheißungen zu gewinnen. Seien wir dankbar eingedenk dessen, was wir erreichten, und schreiten wir hinüber in das neue Jahr mit festem Blick auf die gesteckten Ziele, ohne Uebermuth, doch unverzagt, wie es unsere Altvorderen uns gelehrt. „Die Jahre zieh'n vorüber, doch was der Geist gesät, das wird nicht ausgetreten, vom Sturme nicht verweht" — singt eine gekrönte Dichterin. Möge in dem zur Herrschaft antretenden Jahre der Gemeinsinn kräftig seine Schwingen regen, dann wird es auch in seinem Verlaufe an Schöpfungen nicht fehlen, die sich als neue Quellen des Segens dauernd bewähren in der Erscheinungen Flucht.

In diesem Geiste, lieber Leser:

Glückauf für 1899!

* **[Herr commandirender General v. Lentze]** hat sich heute Vormittag um 11 Uhr nach Berlin zur Neujahrscour beim Kaiser begeben und kehrt am 3. Januar zurück.

* **[Urlaub.]** Herr Generallieutenant v. Pfuhlstein hat heute einen mehrtägigen Urlaub angetreten, und Mitte nächster Woche wird der Commandant von Danzig Herr General v. Heydebreck, ebenfalls einen solchen antreten.

* **[Verbot des Waffentragens.]** Der Herr Polizeipräsident publicirt heute eine mit Zustimmung des Bezirks-Ausschusses erlassene neue Polizei-Verordnung des Regierungspräsidenten für den Regierungsbezirk Danzig, welche Folgendes bestimmt:

Es ist verboten, Stoß-, Hieb- und Schußwaffen, welche in Stöcken oder Röhren oder in ähnlicher Weise verborgen sind, mit sich zu führen oder feilzubieten. Niemand darf Riemen, Stricke, Gummischläuche oder ähnliche zum Gebrauche als Waffe bestimmte Gegenstände, welche mit Metall oder anderer Beschwerung versehen sind, bei sich führen. Revolver, Pistolen oder ähnliche Schußwaffen, ferner Dolche, Dolchmesser (d. h. solche, die nicht zum Zuklappen eingerichtet sind oder durch besondere Vorrichtung festgestellt werden können), Kugelstöcke, Stöcke mit Metalleinlage, sogenannte Papierstöcke, überzogene Eisenstangen, Ochsenziemer, Schlagringe oder Todtschläger darf niemand, vom gewerblichen Verkehr abgesehen, ohne Erlaubnißschein mit sich führen.

Der Erlaubnißschein (Waffenschein) wird widerruflich von der Ortspolizeibehörde nur dann ausgestellt, wenn ein dringendes Bedürfniß von dieser anerkannt wird. Er kann nur durchaus zuverlässigen Personen und nur für die Dauer eines Kalenderjahres ertheilt werden. Gleiche Giltigkeit besitzen die von anderen zuständigen Behörden ertheilten Waffenscheine.

Zuwiderhandlungen gegen das Verbot des Waffentragens werden mit Geldstrafe bis zu 60 Mark bedroht.

* **[Zur Rede des Herrn v. Wangenheim in Danzig]** bemerkt die „Corresp. des Bundes der Landwirthe": Herr v. Wangenheim habe in Danzig nicht, wie einige westpreußische Blätter behauptet hätten, gesagt, die Landwirthschaft würde den socialen Zukunftsstaat wählen, sondern ausgeführt, daß unsere Gegner sofort immer ein großes Geschrei erheben, wenn wir auch nur vorübergehend einmal leidliche Korn- und Viehpreise haben. Man verlange also gegnerischerseits von der Landwirthschaft, daß sie stets zu ruinösen Preisen produciren soll, und treibe mit dieser Forderung in den socialistischen Zukunftsstaat, der allein ein solches unsinniges Verlangen erfüllen könne. — Etwas gewunden nimmt sich diese angebliche Richtigstellung allerdings aus.

* **[Folgende geschmackvolle Begrüßung]** widmete gestern Abend das Organ der hiesigen Conservativen und extremen Agrarier der bevorstehenden Provinzial-Versammlung westpreußischer Liberalen, zu welcher bekanntlich die angesehensten Nationalliberalen unserer Provinz mit eingeladen haben:

„Schon die Unterzeichner des Aufrufes, unter denen viele Juden sind (!!), lassen erkennen, daß es sich ausschließlich wieder um die höchst einseitigen, selbstischen Interessen der Börseaner und Freihändler handelt, denen die kleineren Industriellen und Handwerker doch nur gerade gut genug sind, als Anhängselschaft und „Stimmvieh" zu dienen. Vor diesem „Bauernfang", welchen der famose Richert'sche „Nordost" bisher mit so eclatantem Mißerfolg betrieben hat, und der nun deshalb auf andere Methode neu und wirksamer inscenirt werden soll, sei hiermit rechtzeitig gewarnt. Im übrigen brauchen die deutsch- und nationalgesinnten Elemente (!!) unserer Provinz sich über diese freisinnige Mobilmachung nicht sonderlich aufzuregen, da der altersschwache Freisinn sich auch hier zu Lande nur noch mühsam auf den Beinen halten kann, wenn ihm Polen, Socialdemokraten und deren Mitläufer ihre Krücken aus Gnade und Barmherzigkeit leihen."

Zu denen, die sich „nicht aufzuregen brauchen", scheint der Verfasser dieser Tirade sich nicht zu rechnen.

* **[Kgl. Garten-Inspection.]** Die vacante Stelle des kgl. Garten-Inspectors am kgl. Garten in Oliva ist nunmehr dem bisherigen technischen Lehrer des botanischen Gartens in Zürich, Herrn Ernst Wocke, übertragen worden.

* **[Geschenk.]** Eine neugeschaffene, eben erst im Entstehen begriffene Sammlung des Provinzial-Museums ist in sehr dankenswerther Weise durch ein Geschenk des Herrn Consul Albert Meyer, bestehend in dem ausgestopften Exemplar eines im Kaukasus erlegten braunen Bären von seltener Schönheit, nebst dem zugehörigen gewaltigen Knochengerüst, bereichert worden. Der braune Bär (Ursus arctos L.), welcher gegenwärtig noch in den Waldgebieten des europäischen Rußlands weit verbreitet ist, kam, neben Wolf, Luchs, Biber u. a., bei uns noch zur Ordenszeit vor; bei festlichen Gelegenheiten pflegte, wie in dem vom Verein für die Marienburg herausgegebenen Treßlerbuch berichtet wird, auf die Tafel des Hochmeisters auch Bärenschinken zu gelangen. Mehrfach wurden fossile Reste des Thieres in Westpreußen gefunden, und es sind z. B. verschiedene Knochen desselben aus einem Wiesenkalklager unweit des Karlsberges bei Oliva, sowie ein ansehnlicher Schädel aus dem Flußbett der Weichsel, in den hiesigen Sammlungen vorhanden. Seit kurzem ist nun im Provinzial-Museum damit begonnen, außer den jetzt hier lebenden Säugethieren, auch solche, die früher im Lande heimisch gewesen, später aber mehr oder weniger von hier und aus Deutschland geschwunden sind, zur Anschauung zu bringen. Für diese Sammlung bildet das erwähnte Geschenk einen sehr erwünschten und hervorragenden Zuwachs. Der nahezu zwei Meter lange Bär ist in einem neu angefertigten Glasschrank, der auf einem Täfelchen den Namen des Donators zeigt, bis auf weiteres oben über einem der anderen, größeren Schränke aufgestellt worden; denn zu ebener Erde war nicht mehr hinreichend Raum vorhanden. Gleich beim Eintritt in den ersten Saal wird das Augenmerk des Besuchers auf dieses prächtige Thier hingelenkt.

* **[Concurs.]** Ueber die Verlagshandlung von Louis Schwalm in Langfuhr, Herausgeber der Vorstadtzeitung „General-Anzeiger für Langfuhr und Oliva", ist gestern Mittag der gerichtliche Concurs eröffnet worden.

* **[Schlacht- und Viehhof.]** In der Woche vom 24. bis 30. Dezember 1898 wurden geschlachtet: 50 Bullen, 37 Ochsen, 77 Kühe, 98 Kälber, 225 Schafe, 823 Schweine, 1 Ziege, 7 Pferde. Von auswärts wurden zur Untersuchung eingeliefert: 191 Rinderviertel, 91 Kälber, 6 Ziegen, 26 Schafe, 156 ganze und 8 halbe Schweine.

* **[Provinzial-Fechtverein.]** Die zum Besten der Kasse des Vereins veranstaltete diesjährige Marcipan-Verloosung hat einen Reinertrag von 600 Mk. ergeben.

⊙ **[Neue Fabrikanlage.]** Der Inhaber der Lindemann'schen Chocoladen- und Bonbonfabrik, Herr Joh. Rhode, hat das Grundstück Sandgrube Nr. 20 und 20a. käuflich erworben und auf dessen umfangreichem Territorium eine mit den neuesten maschinellen Einrichtungen versehene und sehenswerthe Chocoladen-, Bonbon-, Confitüren-, Dragé- und Marzipanfabrik errichtet, deren gesammte Leistungsfähigkeit sich auf etwa 120 Centner pro Tag erstrecken kann. Die Dampfmaschine, welche 20 bis 25 Pferdekräfte und 25 Q.-Meter Heizfläche hat, besitzt eine vom Regulator beeinflußte Steuerung mit Gabelrahmensystem und setzt außer dem Betriebe der sämmtlichen Fabrikräume eine Dynamomaschine in Betrieb, durch welche die ganze Fabrik ihr eigenes elektrisches Licht erhält. In den parterre belegenen Räumen befindet sich zuerst eine mit Dampf betriebene Marzipanzubereitung und darunter liegen Kühlkeller, sogenannte Grundkeller, und neben diesen große Lagerkeller für zu verarbeitende Vorräthe. In der ersten Etage liegen zwei große Packräume und links neben diesen die mit Maschinen neuesten Systems versehene Chocoladen-Fabrik. In der zweiten und dritten Etage befinden sich die sehenswerthen Bonbonkochereien und Nebenapparate, und über das ganze Fabrikgebäude erstreckt sich ein Bodenraum zur Aufbewahrung fertiger Waare. Die seit acht Tagen im Betrieb befindliche Fabrik beschäftigt einstweilen etwa 50 Arbeiter und Arbeiterinnen.

* **[Kirchenmusik.]** In der St. Johanniskirche findet heute Abend nach der Predigt ein Chorgesang unter Leitung des Herrn Musikdirectors Joetze statt, und zwar werden einige Strophen aus dem von Herrn Prediger Auernhammer herausgegebenen Büchlein: „Ein goldenes Blatt der Bibel" zum Vortrage gebracht werden.

□ **[Die Januar-Gebetswoche]** vom 2.—7. Januar wird auch im neuen Jahre wieder durch tägliche Andachten gefeiert werden. Die Andachten finden um 6 Uhr Abends in der geheizten St. Annenkapelle (Trinitatiskirchengasse) statt. Am Montag, den 2. Januar, spricht Hr. Generalsuperintendent D. Doeblin über den Jahreswechsel, am Dienstag, den 3. Januar, Herr Pastor Scheffen über innere Mission, am Mittwoch, den 4. Januar, Herr Divisionspfarrer Neudörffer über das christliche Haus, am Donnerstag, den 5. Januar, Herr Militär-Oberpfarrer Consistorialrath Witting über christliche Jugenderziehung, am Freitag, den 6. Januar, Herr Pfarrer Otto-Oliva über Heidenmission, am Sonnabend, den 7. Januar, Herr Consistorialrath Lic. Dr. Gröbler über die Bibel.

× **[Weihnachtsfreude.]** Die Direction des Stadttheaters hatte gestern wie in jedem Jahre den Kindern des Spend- und Waisenhauses dadurch eine große Weihnachtsfreude bereitet, daß sie ihnen freien Eintritt zum Märchen „Barfüßchen" gewährte. Die Kinder folgten der Darstellung mit großem Interesse und werden noch lange Zeit derselben sich erinnern.

* **[Anstellung.]** Am 1. Februar k. J. werden diejenigen Postassistenten aus der Klasse der Civilanwärter, die bis einschließlich 27. April 1894 die Postassistenten-Prüfung bestanden haben, oder denen anderweit das entsprechende Dienstalter beigelegt ist, als Postassistenten etatsmäßig angestellt werden.

* **[Ergriffen.]** Auf dem hiesigen Packhofe wurde gestern Nachmittag von der Criminalpolizei der steckbrieflich verfolgte Arbeiter Kohrt ergriffen und hinter Schloß und Riegel gesetzt. Derselbe war im August d. Js. aus dem Gerichtsgefängniß in Strasburg, wo er noch eine dreijährige Gefängnißstrafe zu verbüßen hatte, ausgebrochen.

[Polizeibericht für den 31. Dezember.] Verhaftet: 9 Personen, darunter 2 Personen wegen Diebstahls, 2 Personen wegen Widerstandes, 1 Person wegen Körperverletzung, 3 Personen wegen Trunkenheit, 5 Obdachlose. — Gefunden: 1 goldener Trauring, gez. A. B., 1 Quittungskarte des Arbeiters Jacob Ruth, Militärpaß des Johann Jacob Karp, Krankenkassenbuch des Friedrich Retzke, 1 Leine abzuholen aus dem Fundbureau der königl. Polizei-Direction; 2 Messing- und 1 Eisenlager von einer Maschine, abzuholen vom Malerlehrling Paul Schorisch, Vorstädt. Graben 9; 1 brauner und schwarz- und weißgefleckter Jagdhund, abzuholen vom Stellmachermeister Herrn A. Riegel, Carthäuserstraße 65. — Verloren: 2 Quittungskarten auf die Namen Julius Fromm und Johann Becker, abzugeben im Fundbureau der königlichen Polizei-Direction.

Aus den Provinzen.

D. **Jastrow**, 30. Dez. Die Cigarren-Industrie hat sich in den letzten zehn Jahren hierorts sehr entwickelt. Es bestehen gegenwärtig 11 Fabriken in unserer Stadt; diese beschäftigen 250 männliche und weibliche Arbeiter mit einem jährlichen Verdienst von ca. 125000 Mark. Insgesammt verarbeiten diese 11 Fabriken in einer Woche 45 bis 50 Centner Tabak und liefern in derselben Zeit 250 bis 275 Tausend Cigarren. Zur Herstellung der Kistenbretter, welche zum Versand der Cigarren nöthig sind, ist eine Dampf-Cigarrenkistenfabrik, welche dem Tischlermeister P. Lüdtke gehört, thätig. Diese Fabrik soll durch Neubau noch eine bedeutende Vergrößerung erfahren.

Thorn, 31. Dez. Die „Th. Z." erklärt heute die auch von ihr veröffentlichte Erzählung von der angeblichen Millionenerbschaft als auf Schwindel beruhend. Die Sache werde allerdings schon seit einiger Zeit im Publikum besprochen, dem hiesigen kaiserl. russischen Viceconsulat sei aber von der Dudeck'schen Millionenhinterlassenschaft absolut nichts bekannt, und ebenso wenig kann der hiesige Rechtsanwalt, dem die Sache übertragen worden ist, den vermeintlichen „glücklichen Erben" irgendwelche Hoffnung machen. Der ganzen Erbschaftsgeschichte scheint lediglich das Manöver eines Schwindlers zu Grunde zu liegen, der die „glücklichen Erben" auszubeuten versuchte.

s. **Neustettin**, 29. Dez. Auf dem Gehöfte des Bauerhofsbesitzers Wilhelm Mund zu Abbau Warchow wurden Nachts drei Gebäude in Asche gelegt. Außer der gesammten Ernte kamen 2 Pferde, 17 Schafe, 12 Stück Rindvieh und 33 Schweine in den Flammen um.

Vermischtes.

Der Kaiser am Weihnachtsabend beim Wachtposten.

Durch den Besuch des Kaisers — so lesen wir in den „Potsdamer Nachr." — wurden am Weihnachts-Heiligabend die Wachtposten beim Neuen Palais überrascht. Der eine Wachtposten erwiderte den Gruß des Kaisers mit einem strammen: „Guten Abend, Herr Oberstlieutenant!" Er glaubte in der Dunkelheit, er habe den Commandeur des Lehr-Infanterie-Bataillons vor sich. Als der Kaiser sich belustigt erkundigte, ob er denn so schneidig aussehe, blieb dem armen Posten vor Schreck das Wort in der Kehle stecken. Er brachte auf alle ferneren Fragen des Kaisers auch kein einziges Wort mehr als Entgegnung heraus. — Gewitzter benahm sich der nächste durch eine Anrede ausgezeichnete Wachtposten. Vom Kaiser befragt, ob dieser ihm ein Geschenk anbieten dürfe, lehnte der Posten die Annahme eines solchen unter Hinweis auf die Instruction ab. Nunmehr um Rath befragt, was der Kaiser denn da machen solle, da er ihn doch gern beschenken möchte, erwiderte der Posten, Majestät möge es doch neben eine Sandsteinfigur niederlegen. Das weitere Gespräch entwickelte sich in folgender Weise: Der Kaiser: „Wirst du es auch von dort an dich nehmen, mein Sohn?" Posten: „Zu Befehl, Majestät. Der Kaiser: „Dafür willst du dir wohl vergnügte Feiertage machen?" Posten: „Nein, Majestät." Der Kaiser: „Was dann?" Posten: „Ich will es mir als Andenken aufheben." Der Kaiser: „Na, na, wenn dir aber das Geld knapp wird, dann wirst du es doch wohl anreißen?" Posten: „Nein, nie." Als der Posten nach der Entfernung des Kaisers die Umgebung einer bestimmten Sandsteinfigur absuchte, wurde er glücklicher Finder eines blanken Fünfmarkstückes.

Ueber die Garderobe der Kaiserin

weiß ein Berliner Lokalblatt Folgendes zu berichten: Den verantwortlichsten Posten in der Garderobe der Kaiserin hat die Kammerfrau Frl. Chales de Beaulieu inne, die trotz des französischen Namens eine gute Deutsche ist. (Sie ist aus Danzig gebürtig. D. R.) Mit ihr bespricht die hohe Frau alle Garderobenfragen und überantwortet ihr die Ausführung der auf Toilettenangelegenheiten bezüglichen Befehle. Der Kammerfrau unterstehen zwei Garderobenfrauen und zwei Garderobendiener. Die Garderobenfrauen, welche die Kaiserin selbst aussucht, haben abwechselnd Dienst. Dieser besteht hauptsächlich im Ankleiden und Frisiren der Kaiserin. Den Garderobendienern obliegt die Reinhaltung der Garderobe, bei Reisen der Transport der Reiseeffecten. In der Schneiderstube der Garderobe sind ständig vier Schneiderinnen mit dem Umarbeiten der Kleider beschäftigt. Zur Zeit der großen Hoffeste wird die Zahl der Schneiderinnen verdoppelt. Die großen Prachtroben werden nur einmal getragen und dann zertrennt. Das Material wird dann in anderer Weise verarbeitet. Neue Toiletten werden nur aus Berlin und Wien bezogen. Die Oberaufsicht über die Kassenverhältnisse der Garderobenverwaltung liegt in den Händen des Oberhofmeisters der Kaiserin.

Des Sänger Blumenspende.

Von einem Operettensänger erzählt der Plauderer des Wiener „Fremdenblattes": Zweifellos schreitet der stimmgewaltige X. noch immer an der Spitze der Operettensänger, eine wahre Freude für jeden Komponisten. Daß die Beliebtheit des Künstlers beim Publikum noch immer im Wachsen begriffen ist, dafür zeugen die zahlreichen Blumenspenden, die er nach jedem Auftreten erhält. Es ist kein Wunder, daß die vielen duftigen Huldigungen für X. den Neid seiner Kollegen erweckt haben. Mißgunst, deine Heimath ist die Bühne! Und so brachten ihm die bösen Kameraden die Mär auf, als habe X. ein Abkommen mit einem Wiener — Friedhofs-Verwalter getroffen, der ihm allabendlich einige frische Kränze (ohne Schleifen natürlich) leihweise überlasse, um sie am Morgen wieder auf die Gräber zu legen (mit der Schleife natürlich). Vor einigen Tagen wurden aber diese boshaften Münder zum Schweigen gebracht. X. erhielt nämlich nach einer wirklich ausgezeichneten Leistung ein riesiges Blumenschiff.

„Siehst du, wie du Unrecht hast?" sagten nun einige Freunde des X. zu jenem Komiker, der die Geschichte vom Friedhofs-Verwalter eigentlich aufgebracht hatte.

„Keine Spur", antwortete der Komiker, „da ist eben gerade ein höherer Marine-Offizier gestorben."

Kleine Mittheilungen.

Frankenthal, 31. Dezember. Im nahen Weisenheim wurde heute die Wittwe Kohl ermordet und halb verbrannt aufgefunden. Die Anzeichen deuten auf einen **Raubmord**. Der Thäter ist unbekannt.

Bourges, 31. Dez. Der Mörder **Bacher**, welcher wegen mehrfacher Mordthaten zum Tode verurtheilt war, ist heute hier **hingerichtet** worden. Er betheuerte bis zu seinem Ende seine Unschuld und stellte sich wahnsinnig.

Standesamt vom 31. Dezember.

Geburten: Schlossergeselle Friedrich Pick, T. — Schuhmacher Friedrich Bäcker, S. — Kaufmann Ernst Kluge, S. — Schlossergeselle Johann Tobianski, T. — Sergeant und Hoboist im Grenadier-Regiment Nr. 5 Richard Kurzhals, S. — Schuhmachergeselle Johann Janz, T. — Arbeiter Wilhelm Lemke, S. — Bäckergeselle Bernhard Potrykus, T. — Arbeiter Friedrich Jakowski, T. — Tischlergeselle Ferdinand Anhut, T. — Schlossergeselle Otto Schmidt, T. — Arbeiter Otto Stegen, S. — Schneidermeister Wilhelm Rothgänger, S. — Arbeiter Ludwig Spät, S. — Unehel.: 1 S., 1 T.

Aufgebote: Kaufmann Albert Carl Landwehr und Frieda Pauline de Jonge. — Malergehilfe Felix Robert Fischer und Emilie Juliana Torneau. — Stellmachergeselle August Anton Zieske und Anna Maria Klein, geb. Dorsch. — Sämmtlich hier. — Landbriefträger Franz Kuffel zu Laskowitz und Auguste Danizewski hier. — Maurergeselle Eduard Nicolaus und Ida Stenzel zu Reußen. — Arbeiter Johann Landowski und Rosalie Linda zu Czersk. — Arbeiter Konrad Gdanitz zu Hochstüblau und Cäcilie Clementine Podiaski zu Neudorf.

Heirathen: Schuhmachergeselle Johann Janz und Maria Koritzki. — Tischlergeselle Ernst Ziemann und Maria Hopp. Sämmtliche hier.

Todesfälle: Frau Emilie Wilhelmine Auguste Heberlein, geb. Stobbe, 66 J. 8 M. — Frau Marie Louise Lippki, geb. Zebrowski, 26 J. — Wittwe Florentine Emilie Neumann, geb. Zerrmann, 72 J. — S. d. Arbeiters Hermann Klein, 4 J. 9 M. — T. d. Klempnergesellen Max Ermling, 26 T. — S. d. Arbeiters Josef Schulz, 7 M. — S. d. Arbeiters Johann Hense, 11 W. — Hauszimmergeselle Johann Rudnitzki, fast 82 J. — S. d. Sergeanten im Ulanen-Regiment v. Schmidt (pomm.) Nr. 4 Hermann Janz, 10 W. — S. d. Seefahrers Eduard Nußbaum, 5 J. 6 M.

Danziger Börse vom 31. Dezember.

Weizen in ruhiger Tendenz bei unveränderten Preisen. Bezahlt wurde für inländischen hellbunt 758 Gr. 163 M., fein hochbunt glasig 783 Gr. 167 M., 785 Gr. 168 M., roth bezogen 761 Gr. 144 M., roth 750 Gr. 157 M., 734 Gr. 158 M., 761 Gr. 159 M., 756 Gr. 161 M., 772 und 783 Gr. 162 M. per Tonne.

Roggen matt. Bezahlt ist inländ. 688 Gr. und 694 Gr. 140 M. 708 Gr. und 714 Gr. 141 M., 726, 732, 738, 744, 750, 756 und 768 Gr. 142 M. Alles per 714 Gr. per Tonne. — **Gerste** ist gehandelt inländ. große 662 Gr. 130 M., Chevalier 674 Gr. 140 M. per Tonne. — **Hafer** inländ. 123½, 124, 124½, 126 M. per Tonne bez. — **Weizenkleie** extra grobe 4 M. per 50 Kilogr. gehandelt. — **Roggenkleie** 4,10½ M. per 50 Kgr. bez.

Spiritus unverändert. Contingentirter loco 57½ M. Br., nicht contingentirter loco 38,00 M. Br., Dezbr.-Mai 38,50 M. Br., 38,00 M. Gd.

Getreide-Bestände exclusive der Danziger Oelmühle und der Großen Mühle am 31. Dezember 1898: Weizen 2995 Tonnen, Roggen 3101, Gerste 2135, Hafer 3286, Erbsen 440, Mais 199, Wicken 183, Bohnen 325, Dotter 261, Hanfsaat 34, Oelsaat 299, Lupinen 141, Leinsaat 317, Linsen 270, Buchweizen 50, Hirse 55, Mohn 11, Senf 65, Seradella 20.

Berlin, den 31. Dezember 1898.

Städtischer Schlachtviehmarkt.

Amtlicher Bericht der Direction.

804 **Rinder**. Bezahlt f. 100 Pfd. Schlachtgew.: **Ochsen**, a) vollfleischige, ausgemästete, höchsten Schlachtwerths, höchstens 7 Jahr alt 60—64 M.; b) junge fleischige, nicht ausgemästete, und ältere ausgemästete 55—59 M., c) mäßig genährte junge, gut genährte ältere 53—54 M., d) gering genährte jeden Alters 47—52 M.

Bullen: a) vollfleischige, höchsten Schlachtwerths 55—59 M.; b) mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 51—54 M.; c) gering genährte 46—50 M.

Färsen u. Kühe: a) vollfleischige, ausgemästete Färsen höchsten Schlachtwerths — M.; b) vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwerths, bis zu 7 Jahren 53—54 M.; c) ältere ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Färsen 51—52 M.; d) mäßig genährte Kühe u. Färsen 48—50 M.; e) gering genährte Kühe und Färsen 44—46 M.

814 **Kälber:** a) feinste Mastkälber (Vollmilchmast) und beste Saugkälber 74—76 M.; b) mittlere Mastkälber und gute Saugkälber 67—72 M.; c) geringe Saugkälber 60—66 M.; d) ältere gering genährte (Fresser) 40—60 M.

7842 **Schafe:** a) Mastlämmer und jüngere Masthammel 58—60 M.; b) ältere Masthammel 52—56 M., c) mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) 46—50 M.; d) Holsteiner Niederungsschafe (Lebendgewicht) — M.

6321 **Schweine:** a) vollfleischige der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren 54—55 M.; b) Käfer — M.; c) fleischige 53 bis 54 M.; d) gering entwickelte 49—52 M.; e) Sauen 48—51 M.

Verlauf und Tendenz des Marktes:

Rinder: Das Rindergeschäft wickelte sich bei starkem Angebot schleppend und gedrückt ab. Es bleibt großer Ueberstand.

Kälber: Der Handel gestaltete sich langsam.

Schafe: Bei den Schafen war der Geschäftsgang schleppend.

Schweine: Der Schweinemarkt verlief langsam und wird geräumt.

Schiffsliste.

Neufahrwasser, 30. Dezember. Wind: Süd.

Gesegelt: Kentucky (SD.), Caroc, Newyork, Zucker. — Hela (SD.), Lindner, Warnemünde, Holz.

Im Ankommen: 2 Dampfer.

Hierzu eine Beilage.

Concurseröffnung.

Ueber das Vermögen des Verlagsbuchhändler und Inhaber einer graphischen Kunstanstalt **Louis Schwalm** in Langfuhr wird heute am

30. Dezember 1898, Nachmittags 2 Uhr,

das Concursverfahren eröffnet.

Der Kaufmann **Adolph Eick** in Danzig, Breitgasse Nr. 100, wird zum Concursverwalter ernannt.

Concursforderungen sind bis zum 2. Februar 1899 bei dem Gerichte anzumelden.

Es wird zur Beschlußfassung über die Beibehaltung des ernannten oder die Wahl eines anderen Verwalters, sowie über die Bestellung eines Gläubigerausschusses und eintretenden Falls über die im § 120 der Concursordnung bezeichneten Gegenstände auf den

21. Januar 1899, Vormittags 11½ Uhr,

und zur Prüfung der angemeldeten Forderungen auf den

16. Februar 1899, Vormittags 11 Uhr,

vor dem unterzeichneten Gerichte, Pfefferstadt, Zimmer 42, Termin anberaumt. (17804

Allen Personen, welche eine zur Concursmasse gehörige Sache im Besitz haben oder zur Concursmasse etwas schuldig sind, wird aufgegeben, nichts an den Gemeinschuldner zu verabfolgen oder zu leisten, auch die Verpflichtung auferlegt, von dem Besitze der Sache und von den Forderungen, für welche sie aus der Sache abgesonderte Befriedigung in Anspruch nehmen, dem Concursverwalter bis zum 20. Januar 1899 Anzeige zu machen.

Königliches Amtsgericht Abthl. 11 zu Danzig.

Bekanntmachung.

Bei der heute erfolgten Ausloosung der Anleihescheine des Kreises Carthaus sind folgende Stücke gezogen worden:

Buchstabe A. Nr. 17, 25 und 48.
Buchstabe B. Nr. 4, 73, 97, 98, 132, 133 und 143.
Buchstabe C. Nr. 23, 54, 58, 61, 128, 157, 176 und 186.
Buchstabe D. Nr. 21, 40, 42 und 43.

Die Inhaber dieser Scheine werden aufgefordert, den Nennwerth derselben vom 1. Juli 1899 ab gegen Einlieferung der Anleihescheine, der Anweisungen und der nach dem 1. Juli 1899 fälligen Zinsscheine von der hiesigen Kreis-Kommunalkasse oder der Kur- und Neumärkischen Ritterschaftlichen Darlehnskasse zu Berlin, der Norddeutschen Creditanstalt in Danzig, dem Bankhause G. A. Gamter Nachfl. in Königsberg in Empfang zu nehmen.

Für fehlende Zinsscheine wird der Betrag von dem Kapital in Abzug gebracht werden.

Aus der letzten Verloosung sind noch die Anleihescheine A. Nr. 81 und B. Nr. 13 und 122 rückständig.

Carthaus, den 17. Dezember 1898. (17713

Der Kreisausschuß des Kreises Carthaus.

Nur 30 Pfg. kostet der Danziger Courier für den Monat Januar frei in's Haus.

Nur 20 Pfg. von den bekannten Abholestellen und von der Expedition abgeholt.

Der „Danziger Courier" ist somit die allerbilligste täglich erscheinende Zeitung.

Bestellungen für Monat Januar werden von den Austrägerinnen angenommen.

Inseratschein Nr. 52.

Bis zur Ausgabe des Inseratscheins Nr. 1 hat jeder Abonnent des „Danziger Courier" das Recht, ein Frei-Inserat von 4 Zeilen, betreffend Stellen und Wohnungen, für den „Danziger Courier" aufzugeben. Dieser Inseratschein gilt als Ausweis und ist mit dem Inserat der Expedition, Ketterhagergasse Nr. 4, einzureichen.

Beilage zu Nr. 1 des „Danziger Courier“.

Kleine Danziger Zeitung für Stadt und Land.

Sonntag, 1. Januar 1899.

Vergangene Zeiten.

Preisgekrönte Skizze von **Wilma Lindhé**.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Laura Fehr (Christiansfeld).

Die Balkonthüren waren halb geöffnet, theils um der lauen Nachtluft den Zutritt zu gewähren, theils um den fast betäubenden Blumenduft, der im Zimmer herrschte, ein wenig zu vertheilen.

Das Licht von der Gaslaterne vor dem Hause fiel auf die Wände, die Decke und verschiedene Gegenstände, während andere im Dunkeln blieben. Die ganze Wohnung war noch finster — auch still, wenn man den Laut leichter, trippelnder Schritte abrechnete, die über den Teppich des Salons glitten.

Ratsch! Ein Streichhölzchen entzündete sich, und nicht lange, so brannten die zwölf rosa Kerzen in dem krystallenen Kronleuchter, das scharfe Profil und die hagere Gestalt „Tante Lottchens“ hell beleuchtend, wie sie da stand, den Wachsstock in der Hand, während ihr Blick prüfend im Zimmer umherglitt.

Nein, es konnte in Wahrheit nicht besser sein! So viele Blumen, so viele schöne Sachen überall, und wie neu, fast möchte man sagen: wie jung alles hier aussah!

Ein unfreiwilliger Seufzer glitt über Tante Lottchens Lippen, während sie die Lampen und Candelaber anzündete. Hell sollte es hier sein und so festlich wie möglich, das war für sie Ehrensache.

So, nun war die ganze Wohnung erleuchtet. Der Salon, das Eßzimmer, die Wohnstube und die Stube des Hausherrn. Sogar in dem Schlafzimmer herrschte ein geheimnißvolles Dämmerlicht, verbreitet durch die rosafarbene Ampel unter der Decke.

Tante Lottchen kannte jeden Winkel; jeden kleinen Gegenstand in diesem Hause, das zu ordnen und einzurichten sie geholfen hatte, und nun hatte sie das Hochzeitshaus vor allen anderen verlassen, um hierher zu eilen, die Lichter anzuzünden und sich noch einmal zu überzeugen, daß alles zum Empfang des neuvermählten Paares bereit sei. Wie blank und schön und neu war alles, vom Silberzeug auf dem Buffet bis zu dem Kochgeschirr in der Küche. So hätte auch einmal vor langer Zeit — — nein, sie wollte nicht daran denken.

Jetzt mochten sie kommen! Wenn sie sich hier ans Fenster setzte, konnte sie den Wagen um die Ecke biegen sehen.

Wie wunderbar, daß die kleine Thyra, ihrer Schwester Tochter, die sie unzähligemal auf den Armen getragen hatte, hier als Hausfrau walten sollte! Wie wunderbar, daß dieses Kind — unselbständig, gedankenlos und ausgelassen wie es war, das Herz eines Mannes so ganz in Fesseln hatte schlagen können!

Und vielleicht war es doch nicht so gar wunderbar. [illegible] der Liebling aller — und was ihr noch fehlte, würde die Liebe, die reine Liebe, sie lehren.

War das nicht ein Wagen? Ja wohl! Doch er rollte vorüber. Tante Lottchen setzte sich wieder hin, einen besorgten Blick auf die vielen Kerzen werfend, die für sie allein brannten.

Wenn sie doch nur kämen! Aber er war wohl nicht so leicht, der Abschied von dem geliebten Elternhause. Gewiß, die junge Frau würde in der Nähe ihrer Eltern wohnen, aber es war trotzdem ein Abschied. Sie gehörte nicht mehr ihnen, und was sie von heute ab selbst ihnen gab, es waren nur Brosamen, die von seinem, des reichen Mannes Tische fielen.

Es war eine gar seltsame Zeit für Tante Lottchen gewesen, diese letzten Monate, in denen sie mit der Ausstattung der Nichte und der Einrichtung des neuen Heims beschäftigt gewesen war. Thyras Mutter war kränklich und von ihrem großen Haushalt und ihren vielen jüngeren Kindern vollständig in Anspruch genommen, so daß es als ganz selbstverständlich galt, daß Tante Lottchen, wie sie fast von allen genannt wurde, die mit ihr in Berührung kamen, und die in dem Rufe stand, ganz außerordentlich praktisch zu sein, behilflich war, Einkäufe zu machen, Rathschläge zu ertheilen, die Sachen anzufertigen, alles zu bestimmen und zu ordnen.

Erst jetzt, als alles fertig war, fühlte sie recht, wie müde und überarbeitet sie war. Aber es war ja ein Lebenszweck gewesen, etwas, das ihre Zeit und ihre Gedanken ausgefüllt hatte. Wenn es nur nicht auch die alte Wunde wieder aufgerissen hätte!

Sie stand hastig auf und befand sich unversehens vor einem der großen Wandspiegel, aus dem ihr Bild von Kopf zu Fuß ihr entgegentrat.

Ja, so sah sie jetzt aus! Das Haar ergraut, die Wangen eingefallen und farblos, die Gestalt hager und eckig. Das modernisirte graue Seidenkleid kam gar nicht zu seinem Recht bei ihrer hageren Figur, die alle Fülle und alle Elasticität eingebüßt hatte; die Blumen, die sie im Haar und vorn im Kleide trug, hoben ihr verblichenes Aussehen nur noch mehr hervor, und hier in diesem jungen Heim, von ahnungsvollem, vibrirendem Glück gleichsam durchhaucht, fühlte sie sich noch älter, noch einsamer als je zuvor.

So glücklich werden zu können wie Thyra! Die Schwelle des eigenen Heim an der Seite eines geliebten Mannes überschreiten zu dürfen! Wie groß, wie herrlich! Und dem allen entsagen zu müssen, gerade wenn man dem Glück so nahe war! Konnte ein Mensch ein solches Leid tragen, es überleben? O ja, sie selbst hatte es ja gemußt.

Auch sie war schön gewesen, sehr schön — so sagte man — und Braut.

Es war jetzt so lange her, daß niemand als sie selbst noch daran dachte.

Eines Abends als Thyra und ihr Bräutigam sich garnicht trennen zu können meinten, hatte ein Gefühl namenloser Bitterkeit sie überkommen, das sie veranlaßte, ihnen zu sagen, auch sie sei einstmals geliebt worden, habe so heiß und innig geliebt wie sie.

Aber hatten sie ihr geglaubt? Nicht genug, daß sie mitleidig gelächelt hatten, sie hatten auch erklärt, niemand habe je so geliebt wie sie — niemand werde je so lieben können.

Tante Lottchen lächelte ihrem Spiegelbilde zu — ein wehmüthiges, halb träumerisches Lächeln. Ja, so wie sie jetzt aussah, vermochte wohl niemand es zu glauben, aber auch sie hatte ihren [illegible] treu und innig geliebt worden.

Genügte diese Erinnerung nicht fürs Leben? Ja, so hatte sie bisher gedacht und that es wohl auch noch — aber — sie hätte heute Abend nicht herkommen, nicht helfen dürfen, das Heim für das junge Paar einzurichten — es hatte so viele schmerzliche Erinnerungen wachgerufen.

So hatte vor fünfunddreißig Jahren ein Heim bereit gestanden, sie aufzunehmen. Nicht so prachtvoll vielleicht, aber nicht weniger traut und von liebender Hand geordnet.

Ein ganzes Jahr lang hatte sie an ihrer Ausstattung gearbeitet und sich gefreut — ach und wie sehr! — so oft ein Stück fertig geworden war.

Jetzt lag das Meiste davon im Wäscheschrank der jungen Frau — sie selbst hatte ja keine Verwendung dafür gehabt.

Eine Woche — eine kurze Woche nur vor der Hochzeit hatte ihr Bräutigam sich eine Erkältung zugezogen, und an demselben Abend, an dem sie die seinige hätte werden sollen, saß sie an seinem Sterbebett. So nahe war sie dem Glück gewesen — so nahe, als es mit einem Schlage vernichtet, alles ihr entrissen wurde! —

Ein eigenes Heim wurde ihr nie zu Theil, nur ein Unterschlupf in demjenigen ihrer Schwester, wohin sie sich flüchten konnte, wenn die Kinder sie zu sehr ermüdeten. Eine Hilfe war sie ihrer Schwester und vielen anderen gewesen — daher mochte es wohl kommen, daß man sie für so praktisch hielt — und so waren die Jahre unter stiller Resignation und viel Arbeit verstrichen, Arbeit für andere, niemals für sich. Es waren die Kinder anderer, die sie in ihren Armen wiegte, die Sorgen anderer, die sie trug, die Freuden anderer, die sie theilte. Sie selbst besaß nichts als eine Erinnerung, von der zu sprechen — jetzt, da sie so alt war — ihr lächerlich erschien. Ohne ein eigenes Heim war sie zwischen vielen Heimathstätten hin und her gegangen, und die Arbeit, die man hier nicht selbst thun mochte, hatte sie auf sich genommen. Viel Vertrauen war ihr entgegengebracht worden, man war mit großen Herzensfragen zu ihr gekommen, aber auch mit erbärmlichen Kleinigkeiten, und so war es gekommen, daß sie selbst kaum mehr wußte, wo das Interesse aufhörte und die Neugier anfing.

Thyras Verlobung war eine Freude selbst für sie. Was hatte sie doch für einen prächtigen, tüchtigen und braven Mann bekommen, die wilde kleine Hummel! Einen Mann in der Vollkraft seiner Jahre, stark im Lieben und stark im Handeln — keinen Liebhaber nur, dessen Liebe nach den Flitterwochen erkaltet, mit ihnen zu Ende geht.

Der Wagen! Der Wagen! Er hielt ja schon vor dem Hause, ehe Tante Lottchen es bemerkt, versunken wie sie war in Erinnerungen und Gedanken. Sie hörte das Klirren des Schleppsäbels auf den steinernen Stufen der Treppe, sah die blanken Knöpfe der Uniform blinken, dann eilte sie hinaus, die Neuvermählten in dem hell erleuchteten, mit Blattpflanzen decorirten Vorraum zu empfangen; denn um alles in der Welt hätte sie der Freude nicht verlustig gehen mögen, Zeuge ihres Eintritts in das eigene Heim zu sein, zu hören, was Thyra, was sie beide sagen würden.

Ja, da kamen sie! Er, den Arm um sie geschlungen, sie stützend, fast in das Heim hineintragend, das seine Liebe ihr bereitet hatte. Eine weiße, wogende Wolke von Seide und Tüll, ein Myrthenkranz, rosige Wangen und Lippen, feuchtschimmernde, freudestrahlende Augen — Tante Lottchen sah nicht mehr . . . Wie ein Schatten glitt sie hinein, um die Balconthüren zu schließen und schlüpfte dann durchs Eßzimmer in die Küche, wo das Mädchen saß, nur darauf wartend, die junge Herrin begrüßen zu dürfen.

Nein, niemand sollte ihnen jetzt in den Weg treten, niemand. Allein mit einander sollten sie bleiben, in diesem Augenblick, wo das Leben die reichste Fülle seiner Gaben und Verheißungen über sie ausschüttete. Wird auch diese Stunde einst nur eine Erinnerung sein, sie wird doch einen lichten Abglanz werfen auf die dunkeln Tage der Zukunft . . .

Von der Kaiserin Elisabeth.

Aus den schon erwähnten „Tagebuchblättern“, die Herr Dr. Constantin Christomanos dem Andenken der Kaiserin Elisabeth widmet, theilen wir noch die nachfolgenden Aufzeichnungen mit:

1. Januar 1892.

Sie ließ mich heute vor dem Ausfahren nochmals in den Salon rufen. An der offenen Thür, zwischen dem Salon und ihrem Boudoir, waren Seile, Turn- und Hänge-Apparate angebracht. Ich traf sie gerade, wie sie sich an den Handringen erhob. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit langer Schleppe und von herrlichen schwarzen Straußfedern umsäumt. Ich hatte sie noch nie so pompös gekleidet gesehen. An den Stricken hängend, machte sie einen phantastischen Eindruck, wie ein Wesen zwischen Schlange und Vogel. Um sich niederzulassen, mußte sie über ein niedrig aufgespanntes Seil hinwegspringen.

„Dieses Seil“, sagte sie, „ist dazu da, damit ich das Springen nicht verlerne. Mein Vater war ein großer Jäger vor dem Herrn und er wollte, daß wir wie die Gemsen springen lernen.“

Dann bat sie mich, die Lectüre aus der Odyssee fortzusetzen. Sie wollte heute später ausfahren, weil sie einige Erzherzoginnen zum Empfange erwartete, weswegen sie auch diese ausnehmend zeremonielle Robe anziehen mußte, wie sie mir sagte.

„Wenn die Erzherzoginnen wüßten“, sagte sie, „daß ich in diesem Kleide geturnt habe, sie würden erstarren. Aber ich habe dies nur en passant gethan, sonst erledige ich die Sache immer in der Frühe oder Abends. Ich weiß, was man den Fürstlichkeiten schuldig ist.“

Ueber die Lust am Bergsteigen sagt sie:

„Ich sehe gar nicht darauf, wie die Touristen, wie viel Meter hoch ich steige, sondern ich will nur steigen. Das Steigen ist anziehender, als jede erreichte Spitze. Für mich ist die Spitze kein Ziel, sondern ein Hinderniß, wie beim Reiten.“

Später fügte sie hinzu:

„Ist es nicht merkwürdig? wenn ich in der Schweiz bin, habe ich gar kein Bedürfniß nach den Bergen — vielleicht, weil es die anderen Leute haben. Da ziehe ich vor, in den Städten zu flaniren, zumal in Genf. Es ist mein liebster Aufenthalt, weil ich da ganz verloren gehe unter den Kosmopoliten: das gibt eine Illusion von dem wahren Zustande der Wesen.“

*

In Corfu entstand das nachstehende Tagebuchblatt:

Wir gingen an einer Hütte vorbei, die etwas abseits von einer kleinen Ansiedlung lag, zwischen großen Bäumen, deren schwarze Stämme sich gespensterhaft in die Höhe reckten. Ein schwacher Lichtschein fiel aus einer offenen Thür in den dunkelnden Wald. Plötzlich durchschnitt ein einziger schriller, langgedehnter Schrei die Luft — ein Schrei, der mit nichts zu vergleichen war, der jeden Laut an Schrecken, jedes Schwert an Schärfe übertraf; und er brach ab, aber die Luft erzitterte davon. Dann erhob er sich wieder und mit ihm ein ganzer Chor von jammernden Lauten, alle in einem Tone, lang anhaltend und kläglich — plötzlich, zu gleicher Zeit, zusammenknickend, entzweireißend und verstummend.

Ein Klagegesang von vielen Weibern war es, und er kam aus der beleuchteten Hütte . . . Eine Pause und dann setzte der Gesang von neuem mit größerer Macht ein, um abermals abzubrechen.

Nur Weib.

Von **Klaus Rittland**.

1) [Nachdruck verboten.]

„Georg, du langweilst dich“, sagte Gräfin Eveline Rotenhahn, zu ihrem Bruder herantretend, der in der offenen Verandathür lehnte und schläfrig auf die frühlingsgrüne Parkwiese hinabstarrte, die sich dort unten zu seinen Füßen ausbreitete.

„Oh“, antwortete er gedehnt, „nicht allzusehr, nicht mehr als zu so einem feudalen „five o'clock“-Thee unbedingt gehört. Diese Mischung von Hofluft und ästhetischem Räucherdunst da drin hat mich sogar anfänglich amüsirt. Das alte Weimar ist noch nicht ausgestorben! Uebrigens — das Beste, was ihr habt, ist doch euer klassischer Park, und von deiner Veranda aus hat man einen köstlichen Blick!“

„Ich möchte so gern, daß es dir bei mir gefiele, du Ueberseeer“, sagte sie, schwesterlich-zärtlich ihren Arm in den seinen legend, „man hat dich ja so selten!“

Sie waren Hamburger Patrizierkinder, Gräfin Eveline Rotenhahn und ihr Bruder Georg Dierksen, der erst kürzlich von Schanghai gekommen war, wo er den deutschen Consulsposten bekleidete und der den größten Theil seiner Urlaubszeit bei der in Weimar verheiratheten gräflichen Schwester zuzubringen gedachte.

„Sagen Sie, liebe Rotenhahn“, tönte jetzt eine Stimme aus dem Salon heraus, wo eine Anzahl Menschen — vorwiegend alt und weiblich — um ein [illegible]liches japanisches Theetischchen gruppirt saß — „kommt denn nur heute unsere liebe kleine Schedow garnicht? Jo fehlt doch sonst nie bei Ihnen!“

„Ja, wo bleibt Jo? Sie wird doch nicht krank sein? Vorgestern auf dem Bülow'schen Rout sah sie so elend aus“, schallte es durcheinander.

„Jo? Wer ist denn das?“ erkundigte sich der „Ueberseer“.

„Eine charmante junge Wittwe“, antwortete ihm der kahlköpfige Exminister v. Strachwitz.

„Eine beauté!“ behauptete General Podewils, worauf die neben ihm sitzende ältliche Hofdame Fräulein v. Alsleben, ein mißbilligend gedehntes „So? Finden Sie, lieber Podewils?“ einwandte. Ein paar andere alte Damen stimmten ihr bei: beauté sei zuviel gesagt, aber pikant, sehr pikant sei die liebe Jo. Nur ein bischen excentrisch. Wissen Sie schon, daß sie neuerdings das Radfahren angefangen hat? Radfahren im zweiten Jahre ihrer Wittwenschaft! Und daß sie demnächst auf dem Künstlerfest Fandango tanzen wird — zum Besten des Unterstützungsfonds? Für eine Dame aus unseren Kreisen doch ziemlich gewagt!

Georg Dierksen wurde neugierig.

Da schob sich die Portière der in das Nebenzimmer führenden Thür auseinander und eine zierliche junge Frau trat ein: Josefine v. Schedow, die Besprochene. Sie mußte die letzten Worte noch gehört haben.

„Ich komme aus der Kinderstube“, erklärte sie der Hausfrau, „Lola und Toni fingen mich auf dem Corridor ab.“

„Liebe Jo, erlauben Sie — mein Bruder!“ stellt Gräfin Eveline vor. Der Consul verbeugte sich in seiner kühlen, etwas steifen Manier, die halb aus dem Hamburger Senatorenheim, halb aus dem Auswärtigen Amte stammte, und setzte sich dann neben die Hofdame, während Frau von Schedow neben General Podewils Platz nahm, nicht ohne von weitem aufmerksam den „Bruder aus Schanghai“ zu mustern, von dem die Gräfin ihr schon so viel erzählt hatte. „Steifnackiger Hamburger!“ urtheilte sie — „und dazu ein Modejournal-Gesicht!“

Auch er betrachtete sie verstohlen und gestand sich, daß er von der „beauté“ mehr erwartet hatte. Sie war fast zu schmächtig und die Gesichtsfarbe zu gleichmäßig wachsbleich. Dazu diese unruhigen, nervösen Bewegungen, die liebte er bei Frauen nicht. Jetzt wandte sie ihm ihr Profil zu. Ha, das war doch etwas auffallend Hübsches, diese edelgeschnittene, feine, kleine Nase und die hochmüthige kurze Oberlippe — ein entzückendes Profil! Fast ärgerte es ihn jetzt, daß sie so wenig Notiz von ihm nahm.

Er begann, seiner Nachbarin allerlei merkwürdige Dinge aus dem Reiche der Mitte zu erzählen. Das half. Frau v. Schedow wurde aufmerksam. Voll und freundlich blickte sie ihn an mit ihren dunklen Augen — sehnsüchtigen Mignon-Augen! — und lauschte gespannt seiner Schilderung einer Audienz beim Vicekönig Li-hung-tschang. Immer mehr wollte sie hören, immer Ausführlicheres!

„Da steckt nun die ganze Welt voll wunderbarer, schöner, großartiger Dinge“, rief sie in komisch klagendem Tone, „und Unsereiner kriegt nichts davon zu sehen, sitzt sein Leben lang still und dumpfig in seinem friedlichen Unkenteich! O, wenn ich könnte, wie ich wollte! Reisen, Entdeckungsreisen, das wäre meine Wonne! Alexandrine Tinne! — wenn sie auch schließlich todtgeschlagen worden ist — aber das, was sie verloren hat, ist doch wenigstens ein ganzes, richtiges Leben gewesen — die hat gewußt, warum sie existirte.“

„Na, na“, meinte General Podewils, „wenn sich unserer kleinen Gnädigen jetzt im Ernst die Gelegenheit böte, an einer Expedition nach Innerafrika Theil zu nehmen —“

„Noch heute reiste ich ab.“

„Kindchen, renommiren Sie nicht“, sagte lächelnd die Gräfin. „Sie zartes Geschöpf, bei der ersten Strapaze würden Sie zu Grunde gehen.“

„Bleiben Sie lieber eine Zierde unserer Weimarer Salons“, fügte der Exminister galant hinzu.

„Zierde — nichts als Zierde; das wird mit der Zeit langweilig, unerträglich“, antwortete die junge Frau in nicht eben liebenswürdigem Tone.

Da brachte der Diener eine Karte. „Dr. Emma Völkers“, las die Hausherrin. „Keine Ahnung. Ich lasse bitten — dort ins grüne Zimmer. Wenn meine lieben Freunde mich auf einige Minuten entschuldigen wollen —“

Aber die Freunde protestiren. „Ein weiblicher Doctor? Das ist ja höchst interessant. Empfangen Sie sie doch hier, bitte, bitte!“

Der weibliche Doctor trat ein und wurde natürlich unverzüglich von einem halben Dutzend Lorgnons aufs Korn genommen, die sich jedoch bald wieder senkten. Nichts weiter? Man hatte irgend etwas Tolles, Wunderliches, Bizarres erwartet; statt dessen sah man ein großes, kräftiges, gut gewachsenes Mädchen, einfach schwarz gekleidet, ein graues Filzhütchen auf dem schlicht nach hinten gekämmten und in einen Knoten zusammengedrehten Dunkel-Blondhaar tragend — das Gesicht von frischer, gesunder Farbe, breit, starkknochig, mit einer kräftigen Nase und einem großen festen Mund; nichts weniger als hübsch, aber wohlthuend anzusehen; die grauen Augen blickten klar und heiter in die Welt hinaus.

„Hätte ich gewußt, daß Sie nicht allein sind, Frau Gräfin, würde ich nicht gestört haben“, begann sie und überreichte dann der Hausherrin eine beschriebene Visitenkarte, „ich habe Ihnen Grüße von Geheimrath Hinrichs aus Berlin zu bringen.“

„Ah, das freut mich!“ Die Gräfin reichte, nachdem sie die Karte gelesen, der Empfohlenen liebenswürdig die Hand; „wie geht es meinem alten Freunde? Hinrichs schreibt mir, ein besonderer Zweck führe Sie zu uns nach Weimar, liebes Fräulein — oder Fräulein Doctor muß man wohl sagen? Darf ich mich erkundigen, welcher?“

„Gewiß, Frau Gräfin. Ich bin augenblicklich mit einer größeren literarischen Arbeit beschäftigt, einer Studie „Ueber die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts“, und habe zu diesem Zwecke auf der hiesigen Bibliothek allerhand nachzulesen und Auszüge zu machen. Nun habe ich gehört, Frau Gräfin, daß Sie im Besitz einiger interessanter Briefe der „Frau Luise Gottschedin“ sein sollen. Würden Sie mir wohl einen Einblick in diese Briefe gestatten?“

„Mit Vergnügen, liebes Fräulein. Also, Sie sind nicht, wie mich der Blick auf Ihre Karte ohne weiteres annehmen ließ, Doctor der Medizin?“

„Ich habe Philologie studirt“, war die Antwort; früher lebte ich in Chicago, war mehrere Jahre lang Lehrerin an einem dortigen Frauengymnasium, habe mich aber dann in Berlin niedergelassen, wo ich griechische und lateinische Privatcurse für Damen halte und, wie schon erwähnt, literarisch arbeite.“

„Also die Frauen des 18. Jahrhundert — das ist ja sehr interessant“, meinte die Hofdame wohlwollend, und alle die anderen fanden es auch „sehr interessant“. China wurde vom Gesprächsthrone abgesetzt und das literarische Fräulein Doctor hinaufgehoben. Die Hofdame bot ihr bereitwilligst ein paar Tagebuchblätter der Günderode, die sie von einem alten Oheim geerbt, zur Benutzung an, und General Podewils behauptete auch, irgend etwas Hochinteressantes zu besitzen, er wußte nur nicht recht was und von wem, „wenn ich nicht irre, ist's ein Autograph der Charlotte v. Kalb; — es kann aber auch die Göchhausen sein.“

Dr. Emma Völkers nahm alle freundlichen Anerbietungen dankend an, dehnte ihren Besuch aber nicht lange aus, sondern gab den Zurückbleibenden bald Gelegenheit, sie, nachdem sie sich verabschiedet, einer eingehenden Kritik zu unterziehen.

„Ein intelligentes Gesicht“, sagte General Podewils.

„Und doch eine Caricatur, wie jeder Blaustrumpf“, meinte der Ex-Minister.

„Blaustrumpf? Das ist kein Blaustrumpf“, opponirte Frau v. Schedow lebhaft, „die hat doch nichts Geschraubtes, geistig Hochmüthiges an sich. Einfacher wie dieses Fräulein Doctor kann eine Mutter von sechs Kindern, die den lieben langen Tag hinter ihrem Flickkorb sitzt, auch nicht auftreten.“

„Hm“, meinte die Hofdame, „uns gegenüber nimmt sie sich wohl zusammen. Aber denken Sie, liebe Schedow, was so ein Mädchen schon alles erlebt haben mag, bevor es Doctor wurde. So ein ungenirtes Leben, als Studentin, der weibliche Duft geht dabei doch verloren.“

„Ja, ganz recht, der weibliche Duft“, nickte der Ex-Minister.

„Was ist das, was ist das?“ frug die Kaiserin, sowie der erste Laut ihr Ohr erreicht hatte, mit Entsetzen in der Stimme, wie ich sie noch nie von ihr gehört hatte, „gehen Sie hin, sehen, was geschehen ist.“

In mir selbst war gleichsam etwas erstarrt. Ich ging gegen das Haus zu bis in den Bereich des Lichtscheines, und warf einen Blick in das Innere: Eine alte Frau mit zerraustem grauen hockte in der Mitte des Kreises von Weibern, und schrie, schrie mit all der Kraft ihrer Lunge, das Gesicht auf die Erde reibend, mit den Nägeln ihre Wangen zerfleischend; aus diesem Geschrei hörte man Stücke zerrissener Worte heraus. Als ihre Stimme den Paroxysmus erreichte, brach sie plötzlich ab, als hätte sie keinen Anlaß, zu schreien, und warf gleichgiltige Blicke um sich herum. Dasselbe thaten die anderen. Es war, als ob aus einer Tiefe, die ganz losgelöst für sich da war, bei jeder dieser Gestalten die schrecklichen Laute heraufgurgelten und überflossen.... Ich kehrte zurück zur Kaiserin, und sagte zu ihr:

„Es ist Jemand gestorben; das ist die griechische Todtenklage.“

Auf die Frage, wer es war, sagte ich:

„Mir scheint, es ist eine alte Frau, die auf dem Bett liegt“ (ich war aber fest überzeugt, daß ein todter Sohn von seiner Mutter beweint wurde).

„Da irren Sie“, erwiderte die Kaiserin mit leiser Stimme (bei deren Ton ich ihr Gesicht, ohne auf sie zu blicken, wie von unsäglichem Schmerz verzerrt wußte), es muß das Kind jener Frau sein, die schrecklicher als alle anderen schreit — vielleicht ihr Sohn. Gehen Sie noch einmal fragen.“

Doch da rief sie mich wieder zurück. „Nein, es ist nicht nöthig, ich weiß, es ist ihr Sohn...“ Und wir gingen weiter. Nach einiger Zeit des Schweigens sagte sie plötzlich:

„Für die giebt es nichts mehr als das, sie hat keinen Platz mehr für etwas anderes in sich. Jetzt schöpft sie ihre größere frühere Seele aus.“

Mit diesen zitternden Worten verstummte sie für diesen ganzen Abend.

Bismarck und der Khalifa.

Der „Aeg. Cour.“ veröffentlicht folgende interessante Erzählung des Herrn Cuzzi, der 15 Jahre lang Gefangener der Mahdisten war.

„Wie Sie wissen, empfingen der Mahdi und nach seinem Tode sein Nachfolger, der Khalifa, regelmäßig durch ihre in Aegypten ansässigen Spione die hiesigen in arabischer Sprache erscheinenden Zeitungen zugesandt, so daß sie über das, was sich in der Weltgeschichte zutrug, stets mehr oder weniger auf dem Laufenden waren. Nachdem sie sich den Inhalt der Blätter hatten übersetzen lassen, wurden diese stets verbrannt. Natürlich kam es oft vor, daß dem Mahdi und dem Khalifa dies oder jenes, was sie lasen, unverständlich war. Dann wurde gewöhnlich Slatin Pascha geholt, um die nöthigen Erläuterungen zu geben. Als Slatin Pascha entflohen war, kam die Reihe mehrere Male an mich, dem Khalifa über Fragen, die ihm während der Lectüre aufgestiegen waren, Auskunft zu geben. Er verlangte von mir, daß ich ihm alle politischen Vorgänge zu erläutern vermöchte, indem er darauf hinwies, daß ich consularischer Vertreter Englands in Berber gewesen sei, während die anderen Gefangenen ihres Zeichens Kaufleute waren. Der Scharfsinn, mit dem der Khalifa fremde, ihm vollständig unbekannte Verhältnisse zu erfassen pflegte, war wirklich überraschend, und ich denke heute, wo ich in Sicherheit bin, noch manchmal mit Vergnügen an die eigenartigen Audienzen, die ich bei dem schwarzen Despoten hatte, zurück.

„Besonders aber ist mir die letzte Audienz im Gedächtniß geblieben. Es war im letzten Sommer, wenige Wochen vor der großen Entscheidungsschlacht beim Omdurman, die die Herrschaft des Khalifen brach und mir endlich — nach fünfzehn Jahren voll Qualen, Entbehrungen und Martern! — die Freiheit wiedergeben sollte. Das anglo-ägyptische Expeditionsheer rückte unaufhaltsam näher und die furchtbaren Maximgeschütze machten selbst die größte Tapferkeit und die größte Todesmuthigkeit der Mahdisten unnütz. Wo wären die Engländer und Aegypter geblieben, wenn es jemals zu einem Handgemenge gekommen wäre, wenn nicht die Mahdisten, welche, ihre Fahnen schwingend und laut ihr Glaubensbekenntniß singend, wie ein Bergstrom heranstürmten, von den Geschützen bereits auf eine Entfernung niedergemäht worden wären, in der sie selbst dem Feinde auch nicht das Geringste anhaben konnten!

„Der Khalifa schien das Herannahen des Endes seiner Herrschaft zu spüren und war gereizter als je. Jeder, der in seine Nähe kam, zitterte, und die Verurtheilungen zum Abhauen der Hand und des Fußes, zum Hungertode u. s. w. regneten förmlich. Da, eines Tages, ließ er mich zu sich rufen. Voll böser Ahnungen folgte ich seinem Boten. Der Khalifa saß auf seinem Angareb und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß ich auf der Matte zu seinen Füßen Platz nehmen solle. Zu beiden Seiten seines Ruhesitzes standen je einer seiner Leibgardisten, auf eine Lanze gestützt, unbeweglich wie eine Säule. „Ich habe heute Zeitungen aus Kairo erhalten“, fing der Khalifa an, „in denen viel von den Thaten und dem Leben eines großen deutschen Staatsmannes, der kürzlich gestorben, die Rede ist. Er heißt Bismarck. Kanntest du ihn?“ „Ich habe ihn gesehen, Khalifa“, antwortete ich, „als ich in Deutschland war. Er wurde von seinen Landsleuten hoch verehrt und auch sein Kaiser liebte ihn sehr.“ Der Khalifa — er hatte, wie ich nachher erfuhr, ungünstige Nachrichten erhalten und wollte sich von mir auf andere Gedanken bringen lassen — stellte noch mehrere Fragen an mich und verlangte schließlich, daß ich ihm von Deutschland, Bismarck u. s. w. erzählen solle. Ich gehorchte — hätte es mich doch sonst den Kopf gekostet — und erzählte von Deutschland, vom Altreichskanzler und der Verehrung, die er genoß. Ich bin ja mehrere Jahre in Deutschland gewesen, habe es aufrichtig lieb gewonnen und konnte also aus eigener Anschauung genugsam erzählen. Während ich so sprach, schweiften meine Gedanken ab und schweiften hinüber nach meinem eigenen Vaterlande, meinem theuren Italien. Ich gedachte der Zeiten, die ich dort glücklich und frei zugebracht, ohne Ahnung von dem furchtbaren Schicksale, daß mir zugedacht war, gedachte der Lieben, die ich dort zurückgelassen, und plötzlich, ich weiß nicht, wie es kam, versagte mir die Stimme und ich konnte nicht weiter. Der Khalifa schaute mich mißtrauisch an. „Vergiß nicht, daß der, den du beweinst, nur ein Ungläubiger war“, sagte er, mein Verstummen mißdeutend. „Gewiß“, erwiderte ich, mich fassend, „aber trotzdem können wir nicht leugnen, daß Allah seine Hand gesegnet hatte.“ Ich fuhr fort, von Bismarcks Thaten zu erzählen, sprach von der Zerrissenheit Eures Vaterlandes, wie Bismarck es mit kundiger Hand zu einigen verstanden, wie er das Staatsruder ergriffen und das Schiff ungefährdet durch Klippen und Felsen, unter Sturm und Unwetter in den sicheren Hafen gelenkt....

„Der Khalifa hörte mir aufmerksam zu, hin und wieder unterbrach er mich mit Fragen. Ich sprach mich in einen Eifer, ja in eine Begeisterung hinein, die zwar, da ich ein großer Verehrer des unvergleichlichen Staatsmannes bin, nur natürlich, in Anbetracht meiner Lage aber durchaus unklug war, ja, ich trieb die Vermessenheit schließlich so weit — ich weiß nicht, was mir diesen Muth gab —, daß ich sagte: „Schau, ihn verehrte ein ganzes Volk, und ein ganzes Volk beweint ihn jetzt — und du, wer würde wohl dir nachweinen?“ Da aber hielt ich erschrocken inne und wünschte, meine Worte zurücknehmen zu können. Die beiden Krieger zur Seite des Khalifa machten eine Bewegung, doch der Khalifa selbst rührte sich nicht, sondern blickte nur sinnend vor sich hin, dann sagte er, indem ein Seufzer seine Brust hob: „Schade, daß er ein Ungläubiger war!“ Es war dies eine Anerkennung, wie sie dieser Mann größer wohl überhaupt nicht hätte verkünden können.“

Vermischtes.

Die Königin der Studenten.

Die Pariser Studenten wählen sich in jedem Jahre zur Fastenzeit ihre Muse: Ein Mädchen aus dem Volke mit so viel Vollkommenheit, wie irgend möglich, die sie zur Königin ausrufen. Im vorigen Jahre fiel ihre Wahl auf eine blitzblanke, dralle Dame aus dem Stand der Wäscherinnen. Diesmal hat man andere Pläne. Man will eine Königin aus dem eigenen Stadtbezirke, aus dem „Quartier Latin“. Die Wahl ist wiederum nicht leicht. Eine Anzahl Studenten plaidirt für eine hübsche Arbeiterin, eine Art Muse der Arbeitsamkeit und der Ehrbarkeit, nach Art derer, von denen die modernen Pariser Dichter so gern singen. Die Mehrzahl aber hat doch andere Absichten; sie will das ihnen Näherliegende wählen und stimmt deshalb für die schönste aller Studentinnen. Und nach dieser Richtung wird denn wohl auch die Entscheidung fallen; die, welche die Muse um der Muse willen lieben, werden voraussichtlich siegen, und Paris wird zur Faschingszeit eine „Königin der Studenten“ sehen, die wahre Muse des „Quartier Latin“.

Der Anarchist.

Aus Wien wird der „Frankf. Ztg.“ von einem gelegentlichen Correspondenten geschrieben: Eine überaus bezeichnende Anekdote macht hier gegenwärtig die Runde. Auf einem jener Gesellschaftsabende, wo die Eingeladenen einander ebenso fremd sind wie der Hausherr den meisten seiner Gäste, machte sich ein älterer Herr mit ergrautem Vollbart und düsterem Gesichtsausdruck unliebsam bemerklich. Er hatte nämlich kein finsteres Knopfloch. Kein Kettchen, kein Bändchen, kein Kreuzchen, kein Medaillchen — nichts war an dem unheimlich schwarzen Knopfloch zu sehen, das inmitten der Milchstraße von funkelnden Ordenssternen im Saale anzusehen war wie ein Kohlensack. Seit dem 2. Dezember giebt es nämlich wohl gezählt drei Millionen Decorirte mehr in Oesterreich. Kein Wunder, daß der Mann ohne Orden Aufsehen erregte und daß man sich den Kopf zerbrach, wer er wohl sein könnte.

„Beim Militär kann er nicht gedient haben, sonst hätte er die Militär-Dienstmedaille.“

„Beamter kann er auch nicht gewesen sein, sonst hätte er die Civil-Dienstmedaille.“

„Bei Hof kann er auch nicht gewesen sein, sonst hätte er die Hofmedaille.“

„Bürgermeister oder dergleichen war er ebenfalls nicht, sonst hätte er den Franz Josefsorden.“

„Künstler, Gelehrter u. s. w. ist er auch nicht, sonst müßte er in seinem Alter mindestens das Verdienstkreuz mit der Krone haben.“

„Nicht einmal als Kanzlist bei einem Advocaten kann er 40 Jahre gedient haben, sonst hätte er die Jubiläumsmedaille.“

„Was kann denn ein Mensch sein, der heutzutage keine Auszeichnung hat?“ resumirte ein Herr mit fünf Orden.

„In Ehren kann er nicht ergraut sein“, versicherte ein Herr mit sieben Orden.

Ich halte ihn für einen Anarchisten; ja, ja, es giebt keine andere Erklärung“, sprach ein Herr mit zehn Orden. „Wie kommt so Einer in diese Gesellschaft?“

Und sie stürzten allesammt über den Hausherrn her, den sie an seiner sauren Miene erkannten, und wiesen auf den Finsterling mit dem anarchistischen Frack.

„Der ... der Schreckliche dort ... ohne Orden ... kennen Sie ihn?“

„Den? O ja; es ist der Präsident der k. k. Akademie der Wissenschaften, der berühmte Geologe Eduard Sueß!“

Danziger kirchliche Nachrichten

für

Sonntag, den 1. Januar (Neujahr).

St. Marien. Morgens 8 Uhr Herr Archidiakonus Dr. Weinlig. 10 Uhr Herr Consistorialrath D. Franck. (Motette: „Der Herr ist treu“ von Kühler-Wümbach). 5 Uhr Herr Diakonus Brausewetter. (Dieselbe Motette wie am Vormittag.) Beichte Morgens 9½ Uhr.

St. Johann. Vormittags 10 Uhr Herr Pastor Hoppe. Beichte Vormittags 9½ Uhr. Mittags 12 Uhr Kindergottesdienst in der Mädchenschule auf dem St. Johannis-Kirchhofe Herr Prediger Auernhammer. Nachmittags 2 Uhr Herr Prediger Auernhammer.

St. Katharinen. Vorm. 10 Uhr Herr Pastor Ostermeyer. Nachmitags 5 Uhr Hr. Archidiakonus Blech. Beichte Morgens 9½ Uhr. Der Gebetswoche wegen fällt die Bibelstunde Freitag aus.

Kinder-Gottesdienst der Sonntagsschule Spendhaus. Nachmittags 2 Uhr.

Evangel. Jünglingsverein, Heil. Geistgasse 43 II. Abends 7½ Uhr Andacht: Herr Vicar Hinz. Donnerstag, Abends 8½ Uhr, Bibelbesprechung: 1. Thim. Kap. 3 Herr Pastor Scheffen. Mittwoch, Abends 8½ Uhr, Uebungen des Gesangchors. Die Vereinsräume sind an allen Wochentagen von 7—10 Uhr Abends und am Sonntag von 2—10 Uhr geöffnet. Auch solche Jünglinge, welche nicht Mitglieder sind, werden herzlich eingeladen.

St. Trinitatis. (St. Annen geheizt.) Vorm. 9½ Uhr Herr Prediger Dr. Malzahn. Nachmittags 2 Uhr Herr Prediger Schmidt. Beichte um 9 Uhr früh.

St. Barbara. Vormittags 9½ Uhr Herr Prediger Hevelke. Beichte Morgens 9 Uhr. Jünglings-Verein. Nachm. 4 Uhr Gesangsstunde Herr Hauptlehrer Gleu. 6 Uhr Versammlung Herr Prediger Hevelke.

Garnisonkirche zu St. Elisabeth. Vormittags 10 Uhr Gottesdienst, Herr Divisionspfarrer Neudörffer. Kindergottesdienst findet nicht statt.

St. Petri und Pauli. (Reformirte Gemeinde.) Vormittags 10 Uhr Herr Pfarrer Hoffmann. 12 Uhr Kindergottesdienst Herr Pfarrer Naudé. Nachmittags 5 Uhr Herr Pfarrer Naudé.

St. Bartholomäi. Vormittags 10 Uhr Herr Pastor Stengel. Beichte um 9½ Uhr.

Heilige Leichnam. Vormittags 9½ Uhr Herr Superintendent Boie. Die Beichte Morgens 9 Uhr.

St. Salvator. Vormittags 10 Uhr Herr Archidiakonus Blech. Beichte und Abendmahl nach dem Gottesdienst.

Mennoniten-Kirche. Vormittags 10 Uhr Herr Prediger Mannhardt.

Diakonissenhaus-Kirche. Vorm. 10 Uhr Neujahrsgottesdienst Herr Pastor Stengel. Freitag, 5 Uhr Nachmittags, Bibelstunde Herr Vicar Hinz.

Himmelfahrts-Kirche in Neufahrwasser. Vormittags 9½ Uhr Herr Pfarrer Kubert. Beichte 9 Uhr. Kein Kindergottesdienst. Donnerstag, 8 Uhr Abends, Missionsstunde.

Kirche in Weichselmünde. Vormittags 9½ Uhr Herr Pfarrer Döring. Beichte 9 Uhr.

Schulhaus zu Langfuhr. Vormittags 10½ Uhr Herr Pfarrer Lutze. Nach dem Gottesdienst Beichte und Feier des heiligen Abendmahls.

Schidlitz, evangelische Gemeinde, Turnhalle der Bezirks-Mädchenschule. Vormittags 10 Uhr Gottesdienst Herr Pastor Voigt. Beichte und heil. Abendmahl nach dem Gottesdienst. Nachmittags 2 Uhr Kindergottesdienst.

Bethaus Heubude. Vormittags 10 Uhr Gottesdienst und Abendmahl. Bibelstunden: Mittwoch 7 Uhr in Westlich Neufähr; Donnerstag 3 Uhr in Heubude; Freitag 6½ Uhr in Krakau. Die Bibelstunden werden regelmäßig fortgesetzt. Der Kindergottesdienst fällt Neujahr aus.

Bethaus der Brüdergemeinde, Johannisgasse 18. Nachmittags 6 Uhr Herr Prediger Pudmensky.

Heil. Geistkirche (ev.-luth. Gemeinde). Vorm. 10 Uhr Predigtgottesdienst und Feier des heil. Abendmahls Herr Pastor Wichmann. Beichte um 9½ Uhr. Nachmittags 2½ Uhr Christenlehre, derselbe. Freitag, Abends 7 Uhr, Missionsstunde, derselbe.

Evangelisch-lutherische Kirche, Heiligegeistgasse 94. Vormittags 10 Uhr Hauptgottesdienst, Herr Prediger Duncker. Nachmittags 5 Uhr Herr Pastor Steinhauer aus Newyork.

Saal der Abegg-Stiftung, Mauergang 3. Abends 7 Uhr christliche Vereinigung Herr Stadtmissionar Leu.

Missionssaal, Paradiesgasse 33. Morgens 9 Uhr Gebetsversammlung. 2 Uhr Nachmittags Kindergottesdienst. 4 Uhr Nachmittags Soldaten- und Seemanns-Mission. 6 Uhr Abends Festversammlung. Montag bis Sonnabend, 8 Uhr Abends, Gebetsversammlungen der Gebetswoche.

St. Hedwigskirche in Neufahrwasser. Vormittags 9½ Uhr Hochamt und Predigt Herr Pfarrer Reimann.

Baptisten-Kirche, Schießstange 13/14. Vormittags 8¾ Uhr Betstunde. 9½ Uhr Predigt. 11 Uhr Sonntagsschule. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Feier des heil. Abendmahles. 6 Uhr Jünglings- und Jungfrauenvereinsstunde Herr Prediger Haupt. Vom 2. bis 6. Januar jeden Abend 8 Uhr Betstunde.

Methodisten-Gemeinde, Jopengasse Nr. 15. Vormittags 11 Uhr Sonntagsschule und Nachmittags 5 Uhr Gemeindefest. Von Montag bis Freitag jeden Abend 8 Uhr Gebetstunde. — Schidlitz, Unterstraße Nr. 82: Sonntag, Abends 8 Uhr, Bibelstunde. — Heubude: Dienstag, Abends 8 Uhr, Predigt.

Freie religiöse Gemeinde, Scherler'sche Aula, Poggenpfuhl Nr. 16. Vormittags 10 Uhr Herr Prediger Prengel: Festvortrag. Donnerstag, Abends 8 Uhr, ebenda Discussionsabend.

„Wir beide sind zu altmodische Frauen, um diese moderne Art zu begreifen, nicht wahr, liebe Excellenz?“ wandte sich eine der alten Damen zu ihrer Nachbarin. Sie lächelten beide mitleidig überlegen, nippten an ihren Theetassen und freuten sich, daß sie keine Doctorhüte, sondern nur ehrbare weiße Spitzenhäubchen auf den Köpfen trugen.

„Was ist Ihre Ansicht über die Frauenbewegung, Herr Consul?“ fragte Frau Jo, indem sie kampfbereit das Köpfchen zurückwarf.

„Ich bewundere diese willensstarken, entsagungsmuthigen Damen, die auf das eigentliche Frauenglück verzichten, um Aerzte, Advocaten, Reporter zu werden“, antwortete er.

„O, Sie spotten?“

„Durchaus nicht. Ich bewundere sie, aber — ich habe nichts für sie übrig als Frauen. Das verlangen sie ja aber auch garnicht. Sie wollen uns gleich und gleich gegenüber stehen, nicht mehr durch Schönheit und Seelenreiz über uns herrschen; unsere Concurrenten, gleichberechtigte Mitbürger, Collegen wollen sie sein, nicht mehr unsere Königinnen.“

„Oder Sklavinnen“, ergänzte Frau Jo.

„Also gnädige Frau gehören auch zu den „neuen Frauen“?“

„Versteht sich. Ich bin ein Kind meiner Zeit.“

Aber er hatte das Gefühl, daß es ihr nicht Ernst damit war.

Die Gäste verabschiedeten sich.

„Auf Wiedersehen!“, sagte Frau v. Schedow, als sie dem Consul die Hand reichte, und er versprach, daß er sich „in den nächsten Tagen erlauben würde...“

... „Du Georg, das war ja mal wieder einer von deinen mörderischen Blicken“, sagte die Gräfin, als alle fort waren, und drohte ihrem Bruder mit dem Finger. „Thu's nicht, Bruderherz. Verlieb' dich nicht in die kleine Schedow. Glaub' mir, das ist nichts für dich.“

„Aber Eveline, wie...“

„Wie ich darauf komme? Nun, weil ich weiß, daß meine Freundin Jo ein gefährliches Geschöpfchen ist. Aber — sieh dir nur Gretchen Plattenheim einmal näher an.“

„Ach Gott, ich kenne sie ja schon auswendig.“

„Sie ist ein süßes Gör, sag ich dir.“

„Süß wie Stachelbeertörtchen!“ „Nun ist's doch wohl erlaubt?“ Er zündete sich eine Cigarette an und ergriff eine Zeitung. Nur nicht wieder diese langen Gespräche über Gretchen v. Plattenheims grasgrüne Vorzüge!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Danziger Postbude.

Unser stattliches neues Postgebäude eine Postbude — so höre ich im Geiste diesen und jenen beim Lesen der Ueberschrift ausrufen, und vielleicht schließen sich daran noch einige mehr oder weniger schmeichelhafte Bezeichnungen an die Adresse des Verfassers an. Gemach, lieber Leser, — nicht von dem neuen Heim der Reichspost in unserer Stadt, welches unserer alterthümlichen Langgasse zur Zierde gereicht und sich harmonisch in das stimmungsvolle Straßenbild einfügt, soll hier die Rede sein, sondern von jenem Postlokal, welches das Danziger Postamt vor zwei Jahrhunderten, im Jahre 1698, beherbergte und das die wenig versprechende Bezeichnung „Postbude“ führte. Nichts spricht beredter für die gewaltige Entwicklung des Postverkehrs in Danzig, als der Abstand zwischen dem Posthause, welches Danzig heute besitzt und das in nächster Zeit dem öffentlichen Verkehr übergeben werden wird, und der am Langenmarkt in der Nähe des Artushofes gelegenen **Postbude**, in welcher im Jahre 1698 der brandenburgische Postmeister Hetscher die Geschäfte des gemeinschaftlichen brandenburgischen und polnischen Postamts leitete. Schon der Name Postbude läßt ahnen, daß es bei demselben mit der Rücksichtnahme auf den Postverkehr sowie auf das an der Post verkehrende Publikum schlecht bestellt war, allein die Wirklichkeit ist doch noch hinter den bescheidensten Erwartungen weit zurückgeblieben, wie man aus der Schilderung ersehen kann, welche ein altes Aktenstück vom Jahre 1699 von der Einrichtung dieses Danziger Postlokals giebt.

„Wer die Danziger Postbude in Augenschein genommen hat“, so lautet dieser Bericht, „der wird leicht erkennen, wie es ohne désordre und Klagten gar nicht abgehen könne. Diese Postbude ist so enge und klein, daß die Postbediente zugleich darinnen nicht einmal nebeneinander stehen, geschweige denn sitzen oder schreiben können. Der Postmeister hat darinnen gar keine Stelle, sondern muß das seine in seiner abgelegenen Wohnung schreiben. Weiln er nun nicht da ist, so kommt daher die unentlichte Klagte über die Taxen, Unterschleiffe und Grobigkeit der Postschreiber. Die kleinen und pretiosen paquete müssen über und unter liegen und theils unter Tisch und Bank gestochen werden. Die große paquete können garnicht hineingebracht werden, sondern müssen außerhalb unter freyem Himmel in allem wetter an einer allgemeinen passage des Durchgangs durch den Junkerhof beliegen bleiben, so geht es auch mit den Sachen der passagiers.“

Unter solchen Verhältnissen war die Postbude fast täglich der Schauplatz sehr turbulanter Auftritte zwischen den Postbedienten und dem Publikum, besonders stürmisch aber pflegte es hier an den Tagen herzugehen, an welchen die Danzig-Königsberger Fahrpost ankam und abging. Diese Fahrpost verkehrte zwischen Berlin über Stargard, Köslin, Schlawe, Stolp, Danzig, Pillau und Königsberg, und wurde wöchentlich zweimal von der Postbude aus expedirt. Sie legte den 94 Meilen langen Weg unter günstigen Verhältnissen in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 104 Stunden zurück, falls nicht unterwegs unvorhergesehene Ereignisse Verspätungen veranlaßten. Und an solchen Ereignissen war in jener Zeit gerade kein Mangel. So blieb die Post einmal im Dorfe Klus bei Janow vier Stunden liegen, weil sich unter den Passagieren vier Juden befanden, die viel Geld mit sich führten und sich weigerten, in der Nacht durch den von Räubern unsicher gemachten Gallenberg zu fahren. Ein ander Mal wurden in den littauischen Wäldern die Postpferde durch das Geheul der Wölfe dermaßen erschreckt, daß sie stracks Kehrt machten und mit dem Postwagen nach ihrem Stationsorte zurückliefen. Der Vorgänger Hetschers in Danzig, der polnische Postmeister de Gratta, hatte bisher die Praxis befolgt, den Danziger Passagieren, welche die Fahrpost zur Reise nach Königsberg oder nach Stolp benutzen wollten, den Vorrang vor den von weiterher gekommenen Passagieren einzuräumen, so daß die von weiterher gekommenen Reisenden nicht selten hier zurückblieben, oder, da Beiwagen nicht gestellt wurden, sich Extrafuhren nehmen mußten. Was aber die Sache noch schlimmer machte, war, daß von diesen Reisenden nicht etwa diejenigen zurückblieben, welche die letzten Platznummern hatten. Für das Anrecht auf einen Platz in der Postkalesche war ein viel höherer Grund als die Platznummer ausschlaggebend, und das war — — die Religion! Die Juden waren allemal die Unglücklichen, welche zuerst das Feld räumen mußten. Da war denn der Durchgang durch den Junkerhof vor der Postbude nicht selten der Schauplatz förmlicher Kämpfe zwischen den Passagieren. Die Postpackete, die, wie schon erwähnt, der beschränkten Räumlichkeit wegen vor der Postbude unter freiem Himmel liegen mußten, gaben willkommene Wurfgeschosse für die streitenden Parteien ab und wurden wacker benutzt. Das Erscheinen der Stadtwache machte häufig erst dem Kampfe ein Ende und es erhielt dann so mancher Passagier für seine kräftigen Bemühungen, sich einen Platz zu verschaffen, einen solchen für die Nacht im Stockthurm anstatt im Postwagen.

Eine Wendung zum Besseren trat in diesen Verhältnissen erst im Jahre 1705 ein, als der Betrieb der Fahrpost polnischerseits zunächst auf 10 Jahre an den brandenburgischen Postmeister Hetscher verpachtet wurde. Hetscher hatte bereits einige Jahre früher, im Jahre 1702, ein geräumiges Haus am Langenmarkt gekauft und dorthin, nach dem sogenannten preußischen Posthause, wurde, nachdem die Verpachtung der Fahrpost perfect geworden war, die Abfertigung der Danzig-Königsberger im Jahre 1705 verlegt. „Mit Mißbehagen“, schreibt der Historiograph der preußischen Post, der verstorbene General-Postmeister v. Stephan, „sah der Magistrat von Danzig die blaue preußische Postlivree und den blauen Wagen mit dem preußischen Adler in seinen Mauern wieder.“ Die Postbude, dieses Wahrzeichen einer wahrhaft polnischen Wirthschaft, aber schloß ihre Pforten erst im Jahre 1710. Der in diesem Jahre in Warschau zwischen König August von Polen und Friedrich I. abgeschlossene Postreceß enthielt die Bestimmung, daß auch die Reitposten, welche bis dahin noch immer von der Postbude abgefertigt worden waren, von dort verlegt und so lange im preußischen Posthause abgefertigt werden sollten, bis das polnische General-Postamt ein eigenes Posthaus in Danzig beschafft haben würde. Das letzte Stündlein der Postbude hatte geschlagen; ihre Pforten schlossen sich für immer und es begann ein neuer Abschnitt in dem an Wandlungen so reichen Postwesen der Stadt Danzig.